This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

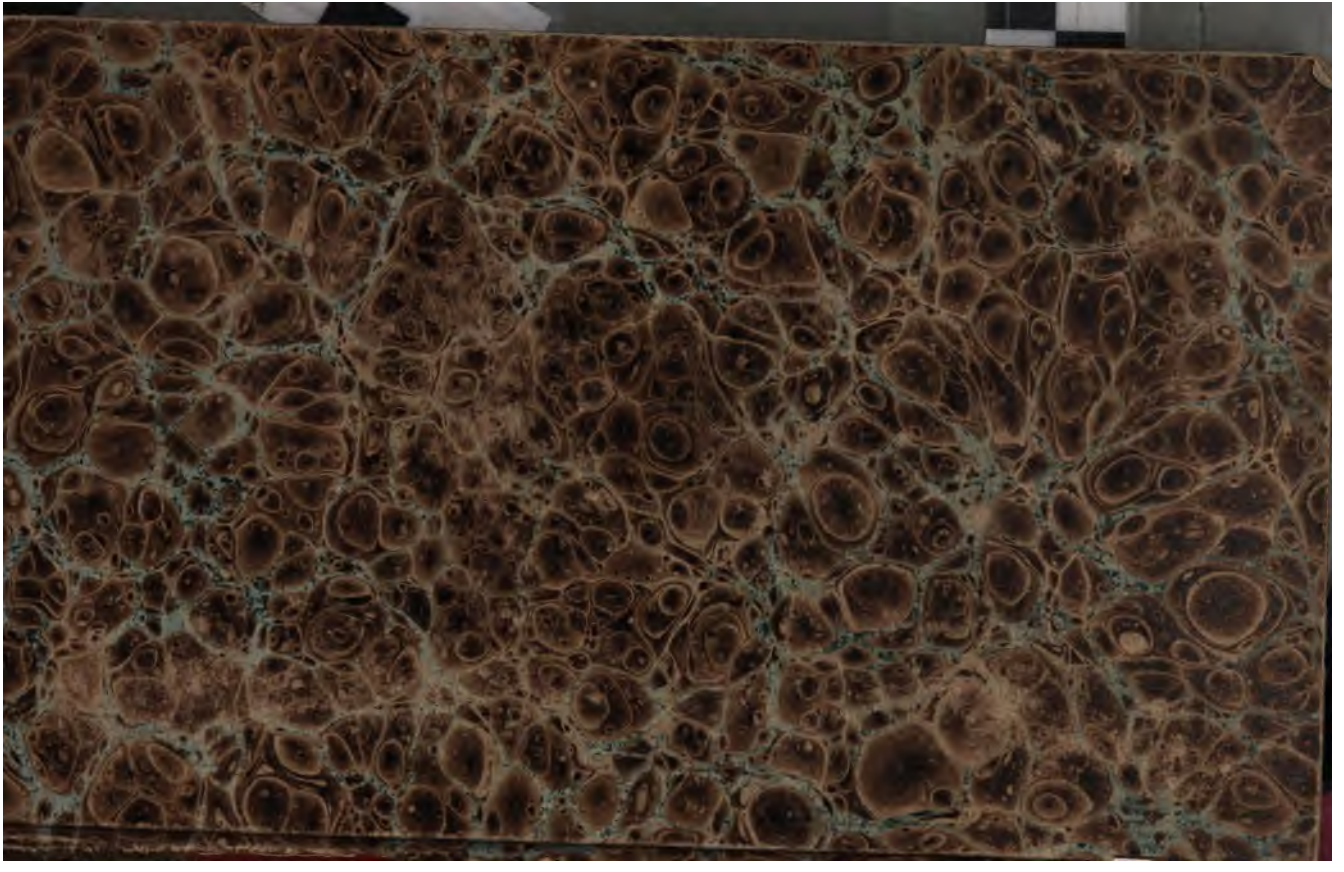
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



F-19515

Sophie Walther.
geb: v: Graffenried.

Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

geborne

von

Greiner.

Vier und dreyßigster Band.

Wien, 1824.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

PT2445
P8
1800
v. 34

pag: 4.

Dav: Weiß sc. Vienna

Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

geborne

von

Greiner.

Vier und dreyßigster Band.

Wien, 1824.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Die
Belagerung Wiens.

Von

Caroline Pichler,

geborenen

von

Greiner.

Dritter Theil.

Wien, 1824.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Es war ein trüber Morgen nach einem furchtbaren Gewitter, das in den Hochgebirgen zwischen Salzburg und Österreich die Nacht durch getobt hatte, und dessen Reste jetzt noch in Nebeln und schwerem Gewölk auf den Stirnen der Berge lasteten. Dunkel lagen weit ausgegossen die Fluthen des Wolfgangsees zwischen den ernsten Felsenmassen, die ihn von allen Seiten umkränzen. Nebelstreifen hatten sich schichtenweise auf die Berge hingelagert. Nur wenige Gipfel streckten sich aus dem umhüllenden Schleyer hervor, die meisten waren dicht umwölkt, und ließen eine Fortsetzung des bösen Wetters mit Regen oder wohl gar mit Schnee fürchten; denn obgleich der Augustmonath erst angefangen hatte, so ist es in jenen Gegenden nichts seltnes, nach Gewittern oder langem Regen, wenn die Luft sich sehr abkühlt, Schnee die Gipfel der Berge bedecken zu sehn.

Da glitt ein einsamer Nachen über die kaum beruhigten Fluthen des Sees hin, in welchem nebst den Knechten, die ihn ruderten, und einem Bedienten sich zwey Reisende befanden. Es war ein ältlicher Mann von langer hagerer Gestalt, in einen Reisemantel dicht eingeschlagen. Ein schiffartig gestülpter Huth, der schwarze Kragen, der am Halse sichtbar war, und seine ganze Haltung ließen auf den geistlichen Stand des Mannes schließen. Um so befremdender schien seine Begleitung. Es war ein wohlgebildetes Frauenzimmer, das vielleicht nicht über zwanzig Jahre zählte. Ihr zierlicher Reiseanzug hatte von den Unbilden der Witterung gelitten, ihre edlen Züge waren mit auffallender Bläße bedeckt, die hellblauen Augen trugen Spuren von frischen Thränen, die ganze Gestalt den Ausdruck tiefer Traurigkeit, und alles schien anzudeuten, daß die Lage, in der sie sich in diesem Augenblick befand, etwas Außerordentliches, von einem besonders harten Schicksal Aufgezwungenes sey. Zuweilen erhob sie das schöne Gesicht und blickte mit trübem Ausdruck auf die himmelhohen Felsenmassen hin, deren ernste Formen ihr so düster und unerbittlich erschienen, wie ihr Schicksal; dann hob ein Seufzer die

ſchwerbeladne Bruſt, und ihr Auge wandte ſich ab von jenen ſtarren Geſtalten, und ſenkte ſich auf den See, deſſen ſchwarze Wogen den Kahn ſchaukelten, ſich rauſchend bey jedem Schlage des Ruders theilten, und die dunkle Tiefe, von leichtem weiſſen Schaum umſäumt, zeigten. Was mochte unter dieſen verhüllten Regionen ſich bergen! Wie mancher Körper eines Unglücklichen, den die Wuth der Elemente oder eigne Unbeſonnenheit in das naſſe Grab gebettet, moderte vielleicht da unten, und ließ ſeinen Freunden nicht einmahl den Troſt, ſeiner irdiſchen Hülle die letzte Treue zu erweiſen! So fand ihr trauerndes Gemüth in jedem Gegenſtande einen neuen Anlaß zu düſtern Betrachtungen, und einen treuen Spiegel der eignen Stimmung; ſie ſchwieg gern, und war froh, daß auch ihr Begleiter ſelten ſprach.

An der Seite des Sees, an der ſie fuhren, ſtieg eine lange ſtarre Felſenwand beynahe ſcheitelrecht zum Himmel empor, und both nur an wenigen Stellen ein grünes Plätzchen am Ufer, oder ein umbüſchtes Vorland dem müden Auge zur Erquickung dar.

Das iſt der Falkenſtein, ſagte einer der Knechte, indem er ſich gegen den Geiſtlichen wandte,

und mit dem erhobenen Ruder auf die Felsenmauer wies: — und da oben wohnt der heilige Wolfgang.

Mein Sohn! antwortete der Geistliche: Das wird schwerlich also seyn. Es sind Jahrhunderte vergangen, seit der heilige Mann hier lebte. Einst hat er freylich hier gewohnt, als er noch unter den Menschen wandelte.

Wer war dieser Mann? fragte das Frauenzimmer.

Ein Glaubensprediger, gnädige Frau, und ein Apostel der Heiden in diesen Gegenden! erwiederte der Geistliche: Seinen Bemühungen und denen seines Gefährten Colomannus verdanken diese Länder größtentheils die Segnungen des Christenthums und einer anfangenden Cultur. Diese frommen Männer kamen hierher, führten eine strenge Lebensweise, verbreiteten durch Wort, Beyspiel und Taufe die trostreiche Lehre von der Erlösung und Vergebung der Sünden, und brachten viel tausend Unglücklichen menschliche Sitten im Leben, und Beruhigung im Tode.

Ein schöner Beruf! erwiederte die Frau: Lohnender und beglückender, als die blutige Bahn des Helden, oder die zweifelhafte des Staats-

mannes, der in die verhüllte Urne der Zukunft greift, und nicht weiß, ob er durch seine Entwürfe, Fluch oder Segen für sich und sein Volk daraus zieht! Sie seufzte bey diesen Worten tief auf.

Darum ist es billig, erwiederte der Geistliche, daß der Mensch, der Wurm von gestern, sich nicht vermesse, solche Plane zu entwerfen, sondern demüthig entweder auf dem Posten, wohin ihn die Vorsehung gestellt, das Gute zu wirken trachte, das er erreichen kann, oder warte, bis ihr deutlicher Fingerzeig ihm seine weitern Schritte vorzeichne.

Und wenn er diesen Fingerzeig erkannt zu haben glaubt? antwortete die Frau: Wenn er sich berufen fühlt —

Gnädige Frau! fiel der Geistliche ihr ein: Dem Allmächtigen kann es nicht an Zeichen fehlen, seinen Willen glaubhaft vor den Gemüthern der Sterblichen kund werden zu lassen; nur muß der Mensch einfach und fromm genug seyn, um sie zu erkennen und anzunehmen.

Und welches wären diese Zeichen? fragte die Frau zweifelnd.

Zuerst, daß sie nie einer heiligen Pflicht widerstreben, dann, daß sie unsern innern Frieden

nie ſtören, und wenn ſie Streit in uns erregen, dieſer nicht mit unſern Tugenden, ſondern immer mit unſern alten Fehlern und Leidenſchaften geführt werden muß.

Die Frau ſenkte den Blick und ſchwieg. Nach einer Pauſe ſagte ſie: Es würde viel Groſſes und Edles in der Welt unterblieben ſeyn, wenn man ſtets dieſer Richtſchnur hätte folgen wollen

Großes? Das iſt möglich! entgegnete der Geiſtliche: Aber das Große, was in der Welt geſchehen, iſt nicht immer das Edle und Gute geweſen. Gott erlaubte, daß es geſchehe, wie er dem Gewitter dieſer Nacht zu toben erlaubte. Seine Weisheit wußte auch aus dieſen Stürmen Gutes zu ziehen, und ſich des Stolzes und der Leidenſchaften der Menſchen zu ihrer Strafe und Beſſerung, und zum allgemeinen Wohl zu bedienen.

Indem er dieß ſagte, waren ſie an einer Erdſpitze vorbey gefahren, auf welcher ein einzelnes Felſenſtück ſich ziemlich hoch in die Luft erhob, und auf deſſen Gipfel ein prächtiger Eichbaum zerriſſen, halb verbrannt, mit weit verſtreuten Äſten da lag.

Die Reiſenden betrachteten das düſtere Schau-

ſpiel. Das hat der Donner in der letzten Nacht gethan, ſagte der Eine Schiffer: Es war ein ſchöner Baum! Schade darum!

Das iſt ſein Bild! ſagte die Frau, indem ſie finſter die geſtürzte Eiche betrachtete: So mitten in ſeinem ſtolzeſten Wuchſe, in ſeiner Blüthe, in ſeiner Pracht, vom Blitz niedergeſchmettert, ohne Hoffnung, ſich je wieder zu erheben! Ein entſetzliches Schickſal! Sie verhüllte das Geſicht und weinte.

Es iſt Gottes Hand, die ihn geſchlagen! erwiederte der Geiſtliche: Wir müſſen glauben, daß es wohlgethan ſey und anbethen.

Ja bethen, bethen, und nicht ablaſſen, ſagte der Schiffer, der von dem Geſpräche nur einzelne Worte verſtand: Das iſt recht. Was thäten wir armen Leute denn, wenn uns der See die Felder zerreißt, oder der Schnee im Winter die Häuſer eindrückt, oder der Gießbach die Erde vom Acker wegſchwemmt? Wir müſſen bethen, und der heilige Wolfgang erhört uns auch.

Ach ſelig, wer ſo glauben kann! rief die Frau.

Gewiß, antwortete der Geiſtliche: Das iſt der Frieden, den Gott gibt.

Ihr glaubt nicht, fuhr der Bauer fort, daß der heilige Wolfgang da oben wohnt? Und er

ist doch dort, er antwortet uns ja, wenn wir ihn fragen.

Er antwortet euch? fragte der Geistliche verwundert: Irrt ihr euch nicht, mein Sohn?

Wie sollten wir? sagte der zweyte Schiffer: Wir befragen ihn ja so oft, und er gibt deutlich Antwort. Aber man muß mit Glauben und Vertrauen fragen.

Das versteht sich, sagte der Geistliche: Und wie antwortet er denn?

Das könnt ihr gleich hören. Was wollt ihr ihn fragen?

Ich habe nichts zu fragen, versetzte der Geistliche, und halte es für unerlaubt, Gott zu versuchen.

Der Heilige antwortet? rief die Frau, die durch das Gespräch aufmerksam gemacht worden war: Man kann sein Schicksal erfahren?

Ich weiß nicht, was ihr meint, antwortete der Schiffer: Aber uns sagt der Heilige deutlich Ja oder Nein, wenn wir ihn fragen.

Das möcht' ich hören, rief die Frau lebhaft: Er soll mir sagen, ob das, was ich denke, geschehen wird oder nicht. Wenn er ein Heiliger ist, wenn er vor Gott steht, so muß er's wissen.

Gnädige Frau! fiel der Geistliche ermahnend

ein: Wo denkt ihr hin! Schämt euch des kindiſchen Vorwitzes!

O der Unglückliche darf vorwitzig ſeyn!. rief ſie: Wenn unſer ganzes Erdenglück an einer einzigen Frage hängt, wenn die nächſte Stunde, über unſere ganze Zukunft entſcheidet — o wann iſt Vorwitz erlaubt, wenn es da nicht iſt! Fragt, fragt, ihr guten Leute, rief ſie den Schiffern zu, ob das, was ich wünſche, um was ich bethe, geſchehen wird oder nicht!

Gut! ſagte der Schiffer: Ihr ſollt gleich hören." — Sie hoben die Ruder, der Kahn ſtand ſtill, das Geräuſch des Waſſers ſchwieg. Heiliger Wolfgang! rief er nun mit lauter Stimme: Wird das geſchehn, was die Frau da denkt? Sag Ja oder Nein! Eine augenblickliche Stille erfolgte; die Frau horchte ängſtlich. Auf einmahl ertönte ein helles Nein von der Spitze des Berges, und ringsum wiederhohlten alle Felſengipfel den grellen Ton. Nein, nein, nein! ſcholl es von allen Seiten. Die Frau ſank entſetzt zuſammen. Ihr Urtheil ſchien geſprochen, ſie zitterte, ſie erblaßte, und es bedurfte alles ernſten Zuredens des Geiſtlichen, um ihr begreiflich zu machen, daß dieſes Nein gar nichts entſcheide, daß es ein Spiel der Natur und die

nothwendige Folge des Rufes des Schiffers sey. [1])

Wohl! sagte sie endlich mit bleichen bebenden Lippen: Es soll das Echo seyn, nicht die Stimme des frommen Einsiedlers selbst. Aber welcher Zufall war es denn, der dem Schiffer das Nein zum letzten Worte wählen ließ? Sprach er Ja, so klang auch die Antwort Ja! Aber er sagte das Nein zuletzt, und dieß rief den entsetzlichen Ausspruch hervor.

Der Geistliche hatte Mühe, dieß aufgeregte Gemüth wieder einigermassen zur Ruhe zu sprechen, das von Unglück und Leidenschaften tief erschüttert, ohne wahre religiöse Gesinnung zwischen Unglauben und Aberglauben schwankte. Nach und nach, wie der erste Eindruck jenes gräßlichen Nein verhallt war, sammelte sich ihr Geist wieder, sie hörte dem Geistlichen gefaßter zu, und vermochte es, auf die Gegenstände außer sich zu achten. So erblickte sie nun zu ihrer Rechten am jenseitigen Ufer den ziemlich bedeutenden Ort St. Gilgen, der schon im Salzburgischen Gebieth liegt, und nun erschien, wie die Riesenmassen des Falkensteins sich etwas vom Ufer zurück zogen, das Dorf und die Kirche von St. Wolfgang, die längst durch Sa-

gen und Wunder in der ganzen Gegend bekannt, und der Zielpunct mancher andächtigen Wallfahrt, und mancher frommen Gelübde war.

Der Schiffer zeigte den Reisenden den Ort; er erzählte viel von der Schönheit der Kirche, und den Wundern, welche dort geschehen waren, und wie prächtig jetzt alles für die Ankunft des Kaisers zugerichtet worden war. [2])

Also hier, hier in diesem kleinen, einsamen Gebirgsdorf hat einer der größten Monarchen der Erde seine Zufluchtstelle suchen müssen! sagte die Frau: Ach was ist der Mensch, was ist Macht und Größe vor dem unerbittlichen Ausspruch des Schicksals, das mit allen unsern Hoffnungen und Planen ein grausames Spiel treibt!

Sagt lieber, gnädige Frau, erwiederte der Geistliche — was ist der sterbliche Mensch und seine kurzsichtigen Entwürfe vor dem Auge des Allmächtigen und Allwissenden, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit Einem Blicke durchschaut, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag, der alle unsere Begebenheiten nach seinen unerforschlichen Rathschlüssen lenkt, und Unglück, Flucht und Entbehrung zu unserer wahren Besserung, zur Verherrlichung seines Nahmens dienen zu machen weiß?

Die Frau ſchüttelte das Haupt. So erſcheint es mir nicht, ſagte ſie: Nein, mir iſt die Macht, welche die Weltbegebenheiten lenket, eine blinde unerbittliche Gewalt, und ich habe ſie nicht anders empfunden.

Unſer Glaube, gnädige Frau, iſt der treue Spiegel unſers Gemüths, und wenn wir uns einmahl von dem Weg der Wahrheit entfernt haben, treiben Leidenſchaft, Eigennutz und klügelnder Vorwitz ihr Spiel mit uns. Wir glauben freylich nicht mehr, was die Kirche lehrt; aber wir laſſen uns durch jene von einem Irrwahn zum andern treiben, und glauben mit jedem Augenblick etwas anders.

Die Frau ſchwieg tiefſinnig. Der Geiſtliche fuhr fort: Es iſt nicht die Zeit, über ſo etwas weitläufiger zu ſprechen. Die Hand des Herrn liegt ſchwer auf Euch. Ihr verdient und bedürfet Theilnahme, und es wäre lieblos, euch noch mit den Schrecken eines erwachenden Gewiſſens zu peinigen. Wenn aber aus den Trübſalen, welche Gott über euch zu verhängen für gut fand, euer Seelenheil gerettet hervorgeht, dann wird ſich rechtfertigen, warum die Trübſale da waren.

Während der Geiſtliche dieß geſprochen, war der Kahn mit den Reiſenden ſo ziemlich in die

Nähe von St. Wolfgang gekommen. Die Frau hob jetzt den Blick, den sie fast immer zur Erde gesenkt hielt, empor. Die Gebäude des Orts, die hohe Kirche standen ganz nahe vor ihr. Ein kleiner Garten, terassenweise in den Felsen gehauen, und zur Nothdurft mit fruchtbarer Erde bedeckt, streckte sich an der Sonnenseite gegen den See herab, und bekleidete das starre Gestein mit Blumen und fruchttragenden Bäumen. Seht, sagte der Geistliche, was Arbeit und ernster Wille vermag! Der harte Fels muß Blumen treiben, aus trockenem Gestein wachsen saftige Früchte. Aber bearbeitet mußte der feste Boden werden, tief verwundet durch Schaufel und Haue, und mit vielen Thränen des Regens und Thaues befeuchtet, bis er diese Fülle von schönen Pflanzen hervorbrachte. Das ist der Nutzen der Trübsale, und der Segen der Schmerzen.

Die Frau schüttelte abermahls das Haupt und schwieg. Ihr Herz war dieser Art von Trost und Beruhigung in seinem allzutiefen Jammer noch nicht fähig, und der Geistliche schwieg nun auch. Nach einer Weile begann sie: Mein Gemüth ist so tief bekümmert, daß, was vor wenigen Stunden, als die Erfüllung meines lebhaf-

testen Wunsches, mein höchstes Verlangen war, mir nun, seit es nahe vor mir steht, ein Quell der Angst und neuen Sorge wird. Wird der Kaiser auch sicher hier seyn? Wird er uns verlassen? O mein Gott! Ich ertrüge eine abschlägige Antwort nicht.

Wir haben keinen Grund, dieß zu befürchten, gnädige Frau! antwortete der Geistliche: Die Weisungen, welche wir in Linz bekamen, sind zu bestimmt. Se. Majestät haben, weil sie sich in der offnen Stadt und auf dem flachen Lande umher doch nicht ganz sicher vor einem feindlichen Überfall glaubten, diese einsame abgelegne Gegend gewählt, und sich vor ungefähr fünf bis sechs Tagen aus der Hauptstadt der Provinz hierher begeben. Die Sache an sich ist sicher, der Hof war nicht mehr in Linz, als wir ankamen. Jedermann sagte uns dasselbe. Wir haben auf dem Wege hierher, auf welchem wir ihm beynahe Schritt vor Schritt nachfolgten, dieß überall bestätigen gehört, und es bleibt also vernünftiger Weise kein Zweifel, daß wir Se. Majestät hier finden. Auch müßte ich mich sehr irren, wenn ich nicht dort am Ufer ein paar Leiblaquaien in kaiserlicher Livree gehen sähe.

Richtig, es ſind Hofbediente. — Er ſah noch einmahl ſchärfer hin, und fand es ſo.

Gut denn, der Kaiſer ſoll da ſeyn! antwortete ſie: Aber werde ich vorgelaſſen werden? Wird nicht mein Nahme ſelbſt, der Nahme meines unglücklichen Gemahls, mir des Kaiſers Ohr und Herz verſchließen?

Der Graf hat den Kaiſer ſchwer beleidigt, antwortete der Geiſtliche: Er hat nicht allein ſeinen Monarchen, er hat auch ſeinen väterlichen Freund an ihm verrathen. Aber Leopold iſt eben ſo gütig, als er gerecht iſt. Er wird die in dieſem Puncte ſchuldloſe Gattinn von dem verbrecheriſchen Gemahl zu ſcheiden wiſſen, Euch nicht die Schwere ſeiner kaiſerlichen Ungnade fühlen laſſen. Und zu dem, wir ſind gut empfohlen, das wißt ihr. Der eigenhändige Brief unſers Bothſchafters in Paris, meine Schreiben, die ich theils von unſern Ordensobern, theils von der Erzherzoginn Gouvernante aus Brüſſel bringe —

Ich weiß, was ich euch danke, antwortete die Gräfinn; denn der Leſer wird bereits errathen, daß Niemand anders als Ludmilla und Pater Iſidor die beyden Reiſenden waren, welche in dem kleinen Nachen über den See kamen, und den Kaiſer in ſeiner verborgenen Zufluchts-

ſtätte aufſuchten, den ſie vergebens deßwegen früher in Linz zu treffen verſucht hatten.

Ich weiß, fuhr ſie fort, daß ohne die freundſchaftliche Güte, mit der ihr mich auch in Paris aufgeſucht, und euch meiner angenommen, ich das nicht hätte erreichen können, was mir der jetzige Augenblick gewährt, die Hoffnung, mit dem Kaiſer zu ſprechen und ihn um die Erlaubniß anzuflehen, meines unglücklichen Gemahls Gefangenſchaft theilen zu dürfen.

„Gnädige Frau! Rechnet einem ſchwachen Menſchen nicht an, was er nur unter Gottes ſichtbarem Beyſtand zu vollführen gewürdigt wurde. Es war ſeine Fügung, welche euer Schickſal und die Richtung meiner Geſchäfte ſchon ſeit längerer Zeit in eine Art von Verbindung brachte. Glaubt mir! Bereits auf Schloß Clamm waret ihr, die ich damahls nicht perſönlich kannte, mir ein Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit, und obgleich entfernt, wußte ich mehr von euch und euerm Lebenswandel, als ihr ahnen konntet.

Doch, doch! rief Ludmilla: Ich fühlte die geheimen Einwirkungen, wenn ich auch nicht wußte, woher ſie eigentlich kamen; und, daß

ich es nur aufrichtig geſtehe, ich fühlte ſie mit innerer Angſt und Abſcheu.

Hier ſeht ihr, antwortete Pater Iſidor, wieder einen auffallenden Beweis, wie ſelten der Menſch ſich, und was ihm frommt, erkennt, wie er verabſcheut, was er ſegnen ſollte, und wieder leidenſchaftlich an einem Gegenſtand hängt, der ihm zeitliches und ewiges Verderben bringt!

Ludmilla ſchwieg. Sie dachte an Zriny, den der ſtrenge Mann wohl eigentlich gemeint hatte; aber ſie empfand, daß ſie trotz jenes Verderbens ihn heiß liebe, und ewig lieben werde.

Als ich aber auf höheren Befehl ſelbſt nach Paris kam, fuhr der Geiſtliche fort, waret ihr eine der erſten Perſonen, nach welcher ich mich erkundigte, und es wieſen mich noch andere geheime Nachrichten an euch, und würden mir euer Wohl wichtig gemacht haben, wenn es mir das nicht ſchon früher geweſen wäre. Aus Pohlen waren geheime Aufträge da —

Aus Pohlen? unterbrach Ludmilla den Geiſtlichen erſtaunt: Kenne ich doch dort Niemand —

So kennt man doch Euch, erwiederte Pater Iſidor: Vom Hofe des Königs, durch bedeutende Perſonen, wurde mir und mehreren An-

dern euer Schickſal empfohlen, und ſo kam es zuletzt, daß ich mich euch vorſtellte.

Gott ſegne euch dafür, und auch jene unbekannten Wohlthäter, die ſich meiner angenommen! rief Ludmilla. — Aber in dieſem Augenblicke war auch der Kahn an's Ufer gelangt. Rauſchend ſchlug die Fluth an das Vordertheil desſelben, wie der Schiffer mit angeſtemmtem Ruder das Weitergleiten hemmte. Der Geiſtliche erhob ſich, um den Kahn zu verlaſſen, während der andere Ruderer an's Land ſprang, um denſelben feſt zu binden. Ludmilla aber, wie jetzt der geräumige Pfarrhof, den man ihr als des Monarchen Wohnung nannte, und ſomit die Entſcheidung ihres Schickſals ganz dicht vor ihr ſtand, zitterte ſo, daß ihr Pater Iſidor und der Bediente beym Ausſteigen behülflich ſeyn mußten. Sie führten ſie den kurzen Weg bis an das Haus. Ihre Bläſſe, ihr halb zierlicher, halb vom Unwetter dieſes Morgens beſchädigter Anzug, ſelbſt ihre Schönheit und Jugend machten an dieſem einſamen Orte Aufſehen. Die wenigen Perſonen, welche ihnen begegneten, ſahen ihr verwundert nach. Am Pfarrhof blieb ſie mit ihrem Diener zurück, während der Geiſtliche, ſich bey dem Thürſteher meldend, die Weiſung

erhielt, einige Augenblicke zu verziehen, bis man dem Kammerherrn ſein Geſuch berichten könne.

Da es vermuthlich lange dauern durfte, bis Pater Iſidor ſich den Weg zur Perſon des Monarchen ſelbſt eröffnen konnte, rieth er Ludmillen, indeß an einem anſtändigern Orte, als hier unter dem Thorwege, ſeiner zu warten. Eben ertönte die Glocke zur Meſſe. Geht indeſſen in die Kirche, gnädige Frau! ſagte der Geiſtliche: Sucht dort Faſſung und Ergebung im Gebethe, wenn ihr könnt! Er aber wandte ſich, um dem Thürſteher zu folgen, der ihn in die innern Gemächer rief. Ludmilla ließ ſich den Weg nach der Kirche zeigen, und trat nun mit mehreren Menſchen zugleich in das hohe, kühn aufſtrebende Gewölbe.

Sie ging langſam bis zum Hochaltar hinauf. Die ganze Decke der Kirche war durch die gothiſchen Spitzbogen, die ſich in luftiger Höhe wie eben ſo viele Zweige eines Waldes in einander ſchlangen, in regelmäßige Felder getheilt, die mit ſehr zierlichen Gemählden, heiligen Geſchichten in Gold und lebhaften Farben dargeſtellt, ausgefüllt waren, und dem Ganzen ein prächtiges und zugleich heiteres Anſehen gaben.

Den Hochaltar, auf welchem das Meßopfer mit geziemendem Anstand gehalten wurde, zierte ein treffliches Denkmahl alter deutscher Mahlerkunst, ein Gemählde, das auf dem Hauptblatt und zwey auf beyden Seiten bemahlten Flügelthüren die Legende des heiligen Wolfgang, auf kindlich fromme Art mit den Personen der heiligen Geschichte vermengt, vorstellte. Die Pracht dieses Gotteshauses, die feyerliche Andacht machten einigen Eindruck auf Ludmillen, welche zwar solcher Rührungen seit langem entwöhnt, aber doch nicht im Stande war, alle früher eingepflanzten Vorstellungen ganz aus ihrer Seele zu verdrängen. Auch zogen eben mit lautem Singen und Gebeth Pilgrime bey dem untern Thor herein, die Gelübde und Andacht an den Schrein des heiligen Einsiedlers und Heidenapostels führten. Ihr frommer Gesang, das inbrünstige Gebeth, das Vertrauen, mit welchem Ludmilla diese einfachen Landleute sich an der kleinen Felscapelle niederknieen sah, welche jetzt linker Hand von der grossen Kirche umschlossen steht, und einst die Zelle des gottgeweihten Mannes war, erregten in ihr den flüchtigen Wunsch, daß doch auch *sie* so einfach glauben, so mit Vertrauen Abhülfe ihres unendli-

chen Jammers an heiliger Stätte möchte erwarten können!

Sie folgte dem Zug der Pilger, ſie näherte ſich der Felscapelle, ein kleiner, düſterer Raum, von einer engen Öffnung, die zum Fenſter diente, dürftig erhellt, rauher Fels, von keiner Bequemlichkeit, ja nicht einmahl von der erſten Nothwendigkeit des Lebens zeugend. Und hier hatte der Einſiedler aus freyer Wahl gelebt, weil er ſich Gott weihen, weil er Gutes ſtiften, weil er ſeinen Nebenmenſchen die Segnungen des Chriſtenthums bringen wollte! Ein Landmann, den ſeine Jahre und ſein Ausſehen ehrwürdig machten, ſtand ihr zunächſt. Er hatte ſchon eine Weile die vornehme Frau in ihrem fremden Anzug betrachtet. Der Ausdruck von Leiden in dem ſchönen Geſicht mochte ihn angezogen haben, und er ſie ebenfalls für eine Unglückliche halten, welche hier am Altare des Heiligen Hülfe oder Tröſtung ſucht. Er redete ſie an, ſie wandte ſich mit ihren Fragen an ihn, und ließ ſich von dem Alten die ganze Legende des heiligen Wolfgangs erzählen, wie fromm er gelebt, wie hart er ſich caſteyet, wie er ſich oft auf jenen Felsblock, der mit einem Geländer umgeben der Capelle zur Seite ſtand, gewor-

fen, um das widerſpenſtige Fleiſch zu ertödten, wie der böſe Feind, um dieſe fromme Abſicht zu ſtören, dem Stein ſeine natürliche Härte genommen, und ihn ſo weich gemacht habe, daß er unter den Eindrücken der Kniee und Arme des Heiligen nachgegeben, und man noch die Spuren an dem Blocke erblicke, wie ſich der Heilige geweigert, das Bisthum von Salzburg anzunehmen, als man es ihm auftragen wollen, und ſich lang hier in den Schluchten der Berge verborgen gehalten habe, und welche Wunder er bis zu ſeinem Martertod gewirkt. [3])

Die Gräfinn Zriny, welche in Paris ganz anders von ſolchen Dingen hatte denken gelernt, hörte Jenem aufmerkſam, aber ungläubig zu; dennoch konnte ſie ſich nicht erwehren, den feſten Glauben des Landmannes zu beneiden, und fromme Regungen, die erſten ſeit langer Zeit, bewegten ſich in ihrer Bruſt. Sie ſank mit den Pilgern auf das Steinpflaſter nieder, ſchickte ein heißes Gebeth zum Himmel empor, und flehte um Rettung, oder um die Möglichkeit, ſich in Demuth und Glauben zu unterwerfen.

Beruhigter erhob ſie ſich endlich, und kehrte in den Bethſtuhl, den ſie verlaſſen, zurück. Bald darauf zeigte ſich Pater Iſidor in der Kir-

che, und es schien ihm angenehm, Ludmillen in sehr anständiger Sammlung bethend zu finden. Als die Feyer der heiligen Messe vorüber war, näherte er sich ihr, und sagte ihr ins Ohr: Wir können kommen, Se. Majestät ist vorbereitet, und erlaubt euch, vor ihm zu erscheinen. Diese Worte in diesem Augenblick machten einen heftigen Eindruck auf Ludmillen. Ein Theil, wenn auch ein kleiner, ihres großen heißen Wunsches war schon gewährt, und die ängstlich bezweifelte Erlaubniß erhalten. Sie erhob sich zitternd. Wollte der Himmel sich ihrer erbarmen? Hatte ihr banges Rufen wirklich an die unerbittlichen Rathschlüsse der Vorsehung gerührt? Durfte sie hoffen? Sie folgte wortlos ihrem Führer. Jetzt galt es. Sie sollte dem von ihrem Gemahl aufs tiefste beleidigten Fürsten vor die Augen treten, und von dem mit Recht Erzürnten eine neue Vergünstigung erbitten. Das stand wie ein ungeheures Unternehmen, wie etwas ganz Unausführbares vor ihr. Ach, dachte sie innerlich: Wer, wie diese Landleute, den Heiligen anflehen, und von ihm Stärke und Muth erbethen zu dürfen glauben könnte!

Ihre Kniee trugen sie kaum auf dem kurzen Weg von der Kirche bis in den Pfarrhof. Pa-

ter Isidor mußte sie unterstützen. Er sprach ihr Muth ein, er schilderte ihr Leopold als einen überaus gütigen und milden Herrn, als einen Vater seiner Untergebnen, und ließ sie aus der bewilligten Audienz auf eine wenigstens nicht ungnädige Aufnahme schließen.

Man empfing sie und ihren Begleiter mit Achtung, und führte sie die Treppe hinauf über den düstern gepflasterten Gang, der vor den Zimmern hinab lief, und auf welchem mehrere dunkle hohe Thüren zu den verschiedenen Gemächern führten. Das war also für diesen Augenblick die Wohnung des Ersten Monarchen der Christenheit! Und dazu hatten großentheils die verbrecherischen Anschläge ihres Mannes und seiner Verwandten den ihr so gütig geschilderten Fürsten gebracht! Und sie, sie, die entlaufene Unterthaninn, die Gemahlinn des schwer Verschuldeten, sollte vor ihm erscheinen!

Nein, rief sie in der schrecklichsten Angst ihres Herzens: Nein, Pater Isidor, ich kann nicht, ich kann nicht des Kaisers Blick ertragen! — Sie wollte umwenden und davon eilen. Der Geistliche und der Kammerherr, der sie einführen sollte, eben jener Baron von Guttenstein, der in Wien ihren Gemahl wohl gekannt, hiel-

ten ſie ab, und redeten ihr liebreich zu; und was ihr nicht entging, und ihr auch einige Zuverſicht einflößte, war die fühlbare Achtung und Rückſicht, mit der ſie ihren Begleiter und Beſchützer, Pater Iſidor, von Jedermann in dem kleinen Hofſtaat, der hier den Monarchen umgab, behandelt ſah. Jetzt öffnete ſich die Thüre der für den Kaiſer in der Eile bereiteten Gemächer. Ludmille trat mit ihrem Begleiter hinein. Es war ein großes hohes Zimmer von einfacher Bauart, deſſen beyde mit kleinen ſechseckichten Scheiben verglasten Fenſter auf den See und die düſtere Gegend hinaus gingen. In dem ganzen Gemache ringsumher kein Schmuck, als einige, mit rothem Sammt überzogene hochlehnichte Stühle, und einige Bänke von eben ſolcher Art, die an den weißgetünchten leeren Wänden hinliefen, und in der Mitte ein ſchwerer Tiſch mit künſtlich gearbeiteten Säulenfüßen, den ein rother Teppich, mit goldenen Borten beſetzt, überdeckte! Die Decke aber des Zimmers war von ſchweren eichnen Bohlen, die, auf zierliche Art verſchnitzt, ſich in regelmäßigen Quadraten durchſchnitten, und viele kleine Felder bildeten, in deren jedem ein heiteres Gemählde angebracht war. Hier hieß der Kammerherr die

Gräfinn warten, bis er Sr. Majestät ihre Anwesenheit gemeldet haben würde. Pater Isidor wollte sich ebenfalls entfernen; aber die zitternde Ludmilla beschwor ihn, sie nicht zu verlassen, und indeß er ihr noch vorstellte, daß es vielleicht schicklicher wäre, wenn sie allein bliebe, öffnete sich die Thür, welche aus diesem Gemach in ein inneres führte, und der Kaiser, vom Kammerherrn begleitet, trat heraus.

Muth, Muth! flüsterte Pater Isidor der Bebenden zu, indem er, sich tief verneigend, Miene machte, sich durch die andere Thüre zu entfernen.

Bleibt, hochwürdiger Herr! sagte der Kaiser mit sehr gnädigem Tone: Ich habe hernach noch mit euch besonders zu reden.

Pater Isidor verneigte sich noch einmahl, und zog sich in den Hintergrund des Zimmers zurück. Der Kammerherr verließ das Gemach, und der Augenblick war da, wo Ludmilla sprechen sollte. Sie trat zitternd einen Schritt näher, sie ließ sich auf ein Knie nieder, senkte den Kopf, und schwieg.

Ihr seyd die Frau des Grafen Zriny? sagte endlich der Kaiser etwas strenge.

Ew. Majestät unterthänigst aufzuwarten, Ja! erwiederte sie kaum hörbar.

Steht auf, Gräfinn! Seyd ihr krank? fragte der Monarch mit milderem Tone, da er ihre Bläße, ihr Zittern sah.

Gott sey Dank, das nicht! antwortete Ludmilla: Ich bin nur eine Unglückliche, die sich hierher gewagt, um Ew. Majestät allerhöchste Gnade und Barmherzigkeit anzuflehen.

Ihr wollt zu euerm Mann? Ich weiß es, sagte Leopold.

Ich bin gekommen, Ew. Majestät um die Gewährung dieses meines heissesten Wunsches zu bitten, antwortete sie.

Wißt ihr auch, was ihr begehrt, Gräfinn? entgegnete Leopold ernst: Wißt ihr, wo euer Mann ist?

In Kuffstein, auf der Festung, antwortete sie mit tiefgesenktem Haupte.

Und ihr wißt auch, warum? fragte er.

Sie antwortete nicht, aber sie beugte sich noch tiefer, und sagte endlich: Sein Verbrechen ist Hochverrath, und sein Angeber, fügte sie kaum hörbar hinzu, indem Thränen ihre Stimme hemmten, war er selbst.

Der Kaiser schwieg einen Augenblick, wie

von dieſer Vorſtellung und dem Auftritt, den ihm dieſe Worte vergegenwärtigten, ergriffen.

Wißt ihr aber auch, fuhr er milder fort, in welchem Zuſtande euer Gemahl iſt?

Was kann der Zuſtand eines Unglücklichen ſeyn, der ſich mit jedem Tage bereit halten muß, den Lohn ſeiner Vergehungen, den Tod — zu empfangen? — wollte ſie hinzuſetzen. — Aber ſie vermochte es nicht. Ihre Thränen, die ſchon unter der vorigen Rede zu fließen angefangen hatten, brachen nun in ein heftiges Schluchzen aus, das ſie kaum noch durch die Ehrfurcht, die ſie der Gegenwart des Monarchen ſchuldig war, bekämpfen konnte.

Der Kaiſer ſah die Unglückliche nicht ohne Bewegung an. Das ſchöne, junge Weib in ihrem Schmerz dauerte ihn, und vielleicht geſellte ſich die Erinnerung an denjenigen dazu, um deſſentwillen ſie dieſen Schmerz trug, weil ſie ihn zu ſehr geliebt, und der auch jetzt dem beleidigten Monarchen kein gleichgültiger Gegenſtand geworden war.

Pater Iſidor! begann Leopold nach einer kleinen Pauſe, da er ſah, daß die Gräfinn ſich vergebens zu faſſen, und ihren Schmerz in die gehörigen Schranken zurückzubringen bemüht

war, winkte dem Geiſtlichen zu ſich, und ſagte ihm einiges leiſe in lateiniſcher Sprache, worauf der Geiſtliche nicht ohne Zeichen der Betroffenheit in eben der Sprache antwortete. Der Kaiſer ſagte ihm dann noch etwas, und wandte ſich hierauf zu Ludmillen: Gräfinn! Euer Schickſal iſt hart. Was an mir iſt, es zu mildern, ſoll geſchehen. Darum wünſchte ich, ihr ginget nicht nach Kuffſtein.

Nicht nach Kuffſtein? rief Ludmilla, und ſtarrte den Kaiſer todtenbleich an: So iſt Zriny ſchon todt?

Er lebt! antwortete der Kaiſer: Pater Iſidor wird euch das Nähere ſagen. Beſteht ihr dann noch darauf, ihn zu ſehen, ſo ſoll euch die Erlaubniß, von unſerer kaiſerlichen Hand unterſchrieben, nicht verſagt werden. Aber euer Kaiſer räth euch in guter Meinung: Geht nicht nach Kuffſtein! Und nun lebt wohl! — Er winkte grüßend mit der Hand, und zog ſich ins innere Gemach zurück. Ludmilla aber blieb in einem Zuſtand von Beſtürzung, Schmerz und Ungewißheit, der ſie auch für den ſtrengen Pater Iſidor zu einem mitleidswerthen Gegenſtand machte.

Er und Baron Guttenſtein brachten die bey-

nahe Ohnmächtige mühsam die Treppe herab und in ein Zimmer des Erdgeschosses, wo sie sich erhohlen konnte. Der Kammerherr trug mit freundlicher Aufmerksamkeit Sorge dafür, er schickte ihr weibliche Bedienung von dem Gefolge der Kaiserinn, und sorgte auch sonst für ihre Bewirthung. Als sie sich wieder ein wenig gefaßt hatte, und im Stande war, ihre Lage klar zu überdenken, fielen ihr die Worte des Kaisers: Geht nicht nach Kufstein! und was derselbe wohl dem Geistlichen leise gesagt haben mochte, schwer aufs Herz. Sie bath dringend, ihr Pater Isidor zu rufen, der sich mit Guttenstein entfernt hatte, und bis man ihn fand, mühte sich ihre aufgeregte Phantasie in tausend Schreckbildern ab, was wohl mit ihrem Gemahl geschehen seyn, und in welchem Zustande sie ihn wohl finden würde.

Jetzt kam Pater Isidor. Ludmilla beurlaubte die Zofe, welche ihr indessen Gesellschaft und Hülfe geleistet, mit dankbarer Freundlichkeit, und ihre erste Frage war: Was macht Zriny? Was hat euch der Kaiser gesagt?

Wäre das, was er mir sagte, geeignet gewesen, von euch gehört zu werden, gnädige Frau! so würde es der Monarch so gesagt haben, daß

ihr es vernehmen konntet, erwiederte der Geistliche. Ich bitte euch, fragt nicht, und ich muß, wie der allergnädigste Monarch, hinzusetzen: Gebt lieber die Idee, nach Kuffstein zu gehn, auf!

Wie? rief sie: Diese Idee aufgeben? Zriny nicht sehen? Ihm nicht in seinem Unglück beystehn? Nein, Pater Isidor! Das Leben kann man mir nehmen, aber diesen Vorsatz nicht. Jetzt, da ich von des Kaisers Gnade diese heißgewünschte Erlaubniß, die ich kaum hoffte, erhalten habe, jetzt kann mich keine Macht der Erde, keine Vorstellung von diesem Vorsatze abbringen. Aber wissen muß ich, wissen, was meiner wartet, setzte sie hinzu, indem sie den Geistlichen mit wildem Blicke anstarrte: Ich will wissen, wie es um meinen Gemahl steht.

Gnädige Frau! erwiederte Pater Isidor ruhig: Daß die Antwort nicht ganz erfreulich ausfallen kann, das könnt ihr denken, nach dem, was ihr schon wißt. Daher wäre es gut, wenn ihr die Anhörung derselben bis auf einen Zeitpunct verschieben wolltet, wo ihr euch körperlich kräftiger fühlen würdet.

Nicht einen Augenblick! rief Ludmilla mit bebenden blassen Lippen: Sagt mir Alles, Alles! O ich bin auf das Schrecklichste gefaßt. Er ist

krank, elend, verlaſſen, und allein! O ſo ganz allein! — ſie rang die Hände, — Ich muß zu ihm, ich muß! Ich habe es vor Gott geſchworen, ihn bis an den Tod nicht zu verlaſſen.

Das hat er auch, antwortete der Geiſtliche: Und mich dünkt, er hat ſich nicht verpflichtet gefühlt, ſeinen Schwur ſo gewiſſenhaft zu halten.

Das gibt mir kein Recht, es zu erwiedern, und Niemanden eines, ihn anzuklagen, wenn ich es nicht thue, rief ſie: Alſo ſprecht!

Ihr habt vor Gott geſchworen, gnädige Frau? Was denkt ihr denn von Gott? fragte Pater Iſidor.

Wie gehört das hierher? rief ſie: Sprecht mir von meinem Gemahl!

Nicht eher, als bis ich euch geſagt habe, daß der Gott, vor deſſen Altar ihr eurem Gemahl, und er euch ewige Treue gelobt, derſelbe Gott iſt, der auch jetzt noch euer Schickſal lenkt, der euch nach manchem Umweg hierher geführt, und des Kaiſers Gemüth euren Wünſchen geneigt gemacht hat.

Das weiß ich, ſagte Ludmilla ungeduldig: Aber weiter, weiter!

Glaubt ihr nun, daß ihr dem Schwur, den ſeine Gegenwart geheiligt, Folge zu leiſten

ſchuldig ſeyd, ſo müßt ihr auch glauben, daß ihr gegen ſeine Gebothe und ſeine Fügungen eben den Gehorſam zu üben verpflichtet ſeyd. Was geſchieht rings auf der weiten Welt, geſchieht durch ſeinen Willen; kein Haar fällt ohne denſelben von unſerm Haupte, kein Wurm geht zu Grunde. In allen Himmeln, und auf unzähligen Weltkörpern verändert kein Atom ſeine Lage, ohne daß es der Allgegenwärtige wüßte, und gut hieße. Auch das, was uns Übel, Unglück, ja anſcheinende Unordnung dünket, iſt ſeine Zulaſſung, und er bedient ſich deſſen, um entweder den, den es trifft, oder, wenn es hier zu ſpät ſeyn ſollte, die Andern, die Zeugen jenes Unglücks ſind, zu beſſern.

Pater Iſidor! Wo ſoll das hinaus? rief Ludmilla, die immer ängſtlicher wurde.

Euch zu ſagen, daß das Unglück, das jetzt euren Gemahl getroffen, wie entſetzlich es auch iſt, und wie furchtbar es euch und Jedem, der es weiß, erſcheinen muß, doch eine weiſe Zulaſſung Gottes iſt. Graf Zriny war durch die ſchönſten Gaben der Natur und des Glückes ein ſeltnes Beyſpiel göttlicher Huld. — Ludmilla ſeufzte tief, das Bild des Geliebten in ſeinem vollen Jugendglanze ſtieg vor ihr empor. — Lei-

denſchaften, unglückliche Denkart, fuhr Pater Iſidor fort, und irrige Grundſätze verleiteten ihn, das alles zum Böſen zu mißbrauchen, und er iſt nun ein Beyſpiel eines furchtbaren Sturzes geworden. Seine Ehre, ſein zeitliches Glück, ſind dahin, ſeine Geſundheit iſt in der Blüthe der Jugend zerſtört.

So iſt er alſo krank? O ich dachte es wohl! rief ſie jammernd: Und ſeit wann, und an was?

Seine Krankheit iſt keine eigentlich äußere. Er liegt nicht zu Bette, aber —

Aber was? unterbrach ihn Ludmilla angſtvoll.

Es iſt eine gewiſſe Unruhe in ihm, gewiſſe Vorſtellungen — gewiſſe Wahnbilder — ſein ſonſt ſchimmernder Verſtand ſcheint einigermaſſen vom rechten Wege —

Verſteh ich euch recht? rief Ludmilla, indem ſie mit heftigem Schrecken aufſprang: Er iſt — O Gott! Gott! Das iſt zu entſetzlich! Sie ſank entkräftet auf ihren Stuhl zurück. Der Geiſtliche trat zu ihr: Faßt euch, Gräfinn! Faßt euch! Es iſt Gottes Fügung! Sie iſt entſetzlich; aber es iſt doch ein Vater, der ſie verhängt.

Ludmilla ſchüttelte ſtumm und heftig das Haupt. — Wahnſinnig! ſtieß ſie endlich mit

furchtbarem Tone heraus: War es nicht so, Pater Isidor? Wahnsinnig!

Der Geistliche zuckte die Achseln. Ludmilla war außer sich. Sie warf sich am Boden nieder, sie zerraufte ihr Haar, sie schlug sich die Brust, stieß ein jammerndes Geschrey aus, und betrug sich so, daß der Geistliche beynahe fürchtete, daß auch ihr Verstand zerrüttet sey, und froh war, wie, durch ihre Klagetöne herbeygelockt, ein paar Frauen der Kaiserinn eintraten, und sich der Unglücklichen annahmen. Man brachte sie auf ein nahes Bette, und es brauchte sehr lange, bis sie nur einigermassen zur Ruhe und in eine Fassung kam, in welcher sie wieder im Stande war, auf ein vernünftiges Zureden zu hören.

Als sie ruhiger wurde, war auch ihre ganze Kraft dahin. Sie war zernichtet. Kaum daß ihr Geist, von dem entsetzlichen Schlage betäubt, noch einige Fassungskraft für etwas anders, als für ihr Unglück, oder vielmehr für die Lage ihres Gemahls hatte! Gefangen, verurtheilt, vor der Welt mit dem Brandmahl des Verbrechens gestämpelt, in allen seinen Planen und Hoffnungen gebrochen, und nun auch noch des Vorzugs der Menschheit, seiner Vernunft

beraubt! So ſah ſie ihn ſtets vor ſich, fiel von einer Ohnmacht in die andere, und wimmerte, wenn ſie ſich wieder gegenwärtig war, in unverſtändlichen Tönen einzelne Worte, welche die ganze Tiefe ihres gequälten Gemüthes zeigten.

Dieſer Zuſtand dauerte mehrere Tage. Die Kaiſerinn, welche von der Unglücklichen hörte, und Mitleid mit ihr empfand, ſchickte ihr ihre eignen Frauen, ſie wechſelnd zu bedienen, den kaiſerlichen Leibarzt, der den Hof begleitete, und nahm ſich ihrer auf alle Art an. Viel trug zu der kaiſerlichen Gnade, deren ſich die Frau erfreuen durfte — das zeigte ſich aus allem — der Credit bey, in welchem ihr Begleiter zu ſtehen ſchien, und der wie eine ſchirmende Ägide über der Verlaſſenen ſchwebte. Trotz ihrer engen Verbindung mit dem anerkannten Verbrecher behandelte man ſie nicht blos ſchonend, ſondern achtungsvoll, und dieſes gütige Benehmen, die ſorgſame Pflege, die man ihr angedeihen ließ, bewirkten endlich, daß man ihr nach Verlauf von acht Tagen ungefähr erlauben konnte, ihre Reiſe fortzuſetzen, und den Zweck derſelben, die Wiedervereinigung mit ihrem Gemahl, zu erreichen.

Aber mit welchen Ausſichten ging ſie ihm

jetzt entgegen! In welchem Zustande sollte sie den Heißgeliebten finden! Ihr Innerstes erbebte, so oft sich dieses Bild vor den Augen ihres Geistes zeigte. Es war kein Schrecken, kein Entsetzen, von dem sie nur je bey ähnlichen Fällen gehört, das ihr nicht jetzt erschien, und das sie nicht in Kuffstein zu sehen bebte. Ihr Begleiter, der überhaupt, seit er sie in Paris aufgefunden, sich ihr als wahrer Freund, ja als väterlicher Versorger bewiesen hatte, der sich ihr mit Hintansetzung manches wichtigen Geschäftes zum Reisegefährten angebothen, der sie in größter Schnelligkeit von Paris nach Linz, und von dort auf beschwerlichen Wegen nach St. Wolfgang geführt, und alle Unannehmlichkeiten einer solchen Reise gelassen ertragen hatte, dessen Tröstungen, wie streng sie manchmahl klangen, doch dazu genützt hatten, sie aufrecht zu erhalten, Pater Isidor war auch jetzt ihre einzige Stütze. Er sorgte für die Bequemlichkeit ihrer weiten Reise mit aller Gewandtheit eines vielerfahrnen Mannes, und wußte zu rechter Zeit durch Schweigen und Reden, durch Trost oder Strenge auf dieses widerspenstige, aber nun ganz zerdrückte Gemüth zu wirken. So brachte er sie in langsamen Tagereisen — denn ihr jetzi-

ger Zuſtand vertrug jene Eile nicht mehr, mit der ſie früher raſtlos vorwärts geſtrebt hatte — über Salzburg, endlich durch die Gebirge bis nahe an den Ort, wo ſie noch vor Kurzem ein ſchönes Leben in ſteter Aufopferung, in freywillig für den Geliebten übernommenen Leiden an ſeiner Seite, von ſeiner dankbaren Anerkennung, vielleicht von einer Wiederkehr ſeiner alten Geſinnung beglückt, zu führen gehofft hatte, und wo jetzt nur Schrecken und gräßliche Auftritte ihrer harrten.

Dieſe Gewißheit war es auch, welche ihre Eile, Kuffſtein zu erreichen, ſehr minderte. Wenn in dieſem Momente die Sehnſucht nach dem geliebten Manne ihr ein ſchnelleres Fortkommen wünſchenswerth machte, ſo hemmte im nächſten die Furcht vor dem Zuſtand, in dem ſie ihn finden ſollte, und die Wahrſcheinlichkeit, dann vielleicht ein Gegenſtand des Widerwillens für ſeine irren Phantaſien zu ſeyn, ihre Schritte; und in ſolchen Augenblicken war es dann, wo Pater Iſidors Vorſtellungen und Ermahnungen ſich am leichteſten einen Weg in ihre alles Troſtes beraubte Seele bahnte. Mit verſchiedenen Abwechſelungen, wie eben die Gelegenheit oder die Beſchaffenheit des Weges es

erlaubte, hatten ſie bald im Wagen, bald zu Pferde ihre Reiſe vollendet. Die Stille der erhabenen Natur um ſie her, die Abweſenheit aller feindſeligen Einwirkungen, des Geiſtlichen eben ſo kluge als ſchonende Behandlung hatten ihr Gemüth in dieſen Tagen allmählich zu größerer Ruhe gebracht. Die Schönheit der Gegenden, durch die ſie zogen, trug ebenfalls einiges bey, ihr Gemüth ſanftern Eindrücken zu öffnen, und es war am Abend eines bedeckten, ſchwülen Sommertages gegen das Ende des Auguſtmonaths, wo ſie endlich in der engen Gebirgsſchlucht ankamen, durch welche die Straße nach Kuffſtein führt. Sie waren zu Pferde, ein Reitknecht begleitete ſie; die weibliche Bedienung war in Salzburg angenommen worden, und ſollte erſt folgen. Ludmillens Herz war von bangen Vorgefühlen gepreßt, und eben ſo ſchwer ſchien der gewitterhafte Himmel auf ihren Körper zu drücken. Stumm in ſich verſenkt, ritt ſie neben ihrem Gefährten, der in ſolchen Augenblicken es weder für nützlich noch nothwendig hielt, ihre Stimmung zu ſtören, und auch ſeinerſeits ſchwieg. Jetzt wurde das Thal etwas breiter, die Berge zogen ſich zurück, und ein weiterer Himmel zeigte ſich über ihnen. Nicht

ohne Verwunderung bemerkte Pater Isidor, daß die Wolken, welche auf dem Wege hierher über den Thälern geschwebt, und die Luft schwül und drückend gemacht hatten, sich hier in einen Regenschauer aufgelöst haben mußten. Über ihnen war die graue Decke zerrissen, ein reiner tiefblauer Himmel blickte hier und da durch. Von fern ließ sich in einem entlegnen Thale ein schwacher Nachhall des Gewitters hören, das etwas früher hier ausgebrochen seyn mochte. Noch träufelten die Büsche, noch zitterten die Tropfen am Gras. Jetzt erhob sich ein frischer Abendwind, er jagte die Reste des Gewitters in die Ebene hinaus; gegen Westen wurde es hell, die Sonne, welche außerhalb des Gebirges ihrem Untergange nahe war, brach noch einmahl aus der Umhüllung der Wolken hervor, ihr Schimmer fiel auf die Spitzen der Berge, tauchte die Wälder und Wiesen in goldenen Schein, und zitterte an den Tropfen, die der bewegte Wind von den Ästen der Tannen schüttelte, und an den bethauten Grashalmen. Die ängstliche Schwüle des Nachmittags war verschwunden, die Natur und der Mensch athmete freyer; Ludmilla seufzte tief auf, und konnte sich eines beruhigenden

Gefühls nicht erwehren, indem ſie ringsum in die erfriſchte freundliche Gegend ſah.

Ein ſchöner Abend, begann Pater Iſidor — den man nach dem ſchwülen, trüben Tag kaum erwarten konnte!

Eine gute Stunde nach vielen ſchweren! antwortete Ludmilla: Aber man athmet freyer. Die Gegend iſt angenehm.

Sie iſt an ſich mahleriſch, entgegnete der Geiſtliche, die Beleuchtung der Abendſonne macht ſie noch ſchöner.

Es iſt der letzte Scheideblick des verſchwindenden Geſtirns! ſagte Ludmilla — nur ſo ſchön, um uns zu zeigen, wie herrlich der ganze Tag hätte ſeyn können, wenn es uns hätte früher leuchten mögen!

Kaum, gnädige Frau! erwiederte Pater Iſidor: Wir ſtehen in den Hundstagen, und ein wolkenloſer Tag würde vielleicht ein ſehr heiſſer geweſen ſeyn.

„Aber nicht ſo drückend, ſo beängſtigend, als dieſe gewitterhafte Luft, die wir in den engen Thälern athmen mußten. Seht, wie hier alles neu belebt ausſieht!“

Nachdem ein Gewitter es erfriſcht hat. Blitz und Donner haben die Luft erſchüttert und

gereinigt, Regengüsse die schädlichen Dünste niedergeschlagen, und die trocknen Pflanzen erquickt. Viel Unangenehmes mußte vorhergehen, ehe dieser Genuß eintreten konnte.

Das ist die beste Welt, antwortete Ludmilla bitter, in der solche Stürme nöthig sind, um einem werdenden Verderben vorzubeugen, und das Leben erträglich zu machen!

„Es ist die Welt, in der die Sünde vom Anbeginn herrschend war, in der Menschen leben, die sich in ihrem Ursprung schon von Gott entfernt haben. Wenn in der physischen Natur die Elemente in ihrem blinden Walten allmählich tausend Quellen des Verderbens herbeyführen, dann sendet die Allmacht ein Gewitter, ein Erdbeben, oder läßt einen Vulkan Flammen auswerfen, die drohende Pest wird entfernt, das Schiff eilt dem Hafen zu, und wüste Strecken werden mit Lava bedeckt, die, einst verwittert, fruchtbares Erdreich gibt. So heißt es im Psalm: Die Wüste machet er zur See; das dürre Land zu Wasserquellen, läßt Hungrige sich dort setzen, und eine Stadt bauen, wo sie wohnen können. [4]) “

Ludmilla schwieg. Der Geistliche fuhr fort: Oder glaubt ihr, diese Abendstunde würde uns

eben so schön dünken, wenn wir den ganzen Tag über die Last der Sonnenstrahlen getragen hätten, und nun auch hier überall an Gebüschen und auf Wiesen die Spuren der Hitze und Dürre fänden? Ludmilla antwortete nicht. Pater Isidor that, als bemerke ers nicht, und sagte weiter: Der Sturm hat die schweren Dünste, womit eben die frühern heißen Tage die Luft erfüllt hatten, verjagt; der Regen hat die Gebüsche geschlagen, aber er hat ihnen Feuchtigkeit und Leben gebracht; er ist in die harte Erde gedrungen, um dort Keime und Wurzeln zu befeuchten. Seht, hier zittern die Tropfen, wie helle Thränen an den Blättern, und das Abendlicht spielt in unendlich schönen Farben darin, und spiegelt eine Farbenpracht darin ab, die nicht dieser niedrigen Erde, die dem Himmel angehört, von welchem sie im Sonnenstrahl zu uns herab kam! O solche Thränen sind ein köstlicher Balsam für die dürstende Erde!

Ludmilla senkte den Kopf; ein tiefer Seufzer schwellte die Brust.

Der sündige Mensch, sagte der Geistliche, häuft in einer Reihe von Jahren, während welchen ihn Gott seiner Freyheit, und dem willkührlichen Gebrauch seiner Vernunft überläßt,

Thorheit auf Thorheit, Vergehen auf Vergehen, und das himmlische Licht, die göttliche Gnade erlischt immer mehr und mehr in seiner verfinsterten Seele, bis endlich durch Zulassung Gottes die Folgen seiner Sünden selbst in einen furchtbaren Sturm über seinem Haupte ausbrechen. Dann kommt das Unglück, erschüttert ihn tief, und zerreißt sein Inneres, der Schmerz preßt bittere Thränen aus dem verwundeten Herzen, Zittern und Zagen ergreift ihn, er wirft sich zerknirscht vor dem in den Staub, dessen Allmacht er mit Schaudern empfindet. Das ist der Augenblick, wo die Gnadensonne noch vor ihrem Untergehn durch die benebelnden Dämpfe des Irrthums und der Leidenschaften bricht, der Strahl des Himmels auf den reuigen Sünder fällt, in den bittern Tropfen der Brustzähren sich erbarmende Gnade in himmlischer Schönheit spiegelt, und aus dem zerknirschten Herzen die Keime des Guten sich entwickeln. Wohl dem, Gräfinn, dem dieser Sonnenblick noch anbricht, ehe die letzte, die ewige Nacht der Verwerfung ihn übereilt!

So sehr Ludmillens Geist, durch die Ansicht ihres Mannes gebildet, allem, was christliche Demuth oder religiöses Gefühl überhaupt genannt

werden konnte, entfremdet worden war, ſo war doch in ihrer Seele aus frühern Jahren und den Eindrücken ihrer erſten Erziehung noch eine Empfänglichkeit für ſolche Begriffe übrig geblieben, und ſie konnte ſich eines unwillkührlichen Schauers nicht erwehren, mit welchem die Worte des Geiſtlichen ſie angriffen. Doch ſchüttelte ihr Verſtand ſchnell die unwillkommne Rührung ab, und beſonnen ſagte ſie: Ihr ſprecht von Sündern, von Verworfenen. Auf dieſe mag euer Bild paſſen. Wohl dem, ſage ich mit euch, der ſein Vergehen mit Bußzähren abwaſchen zu können glaubt! Aber ſagt mir, wer hebt die Folgen ſeiner Vergehungen auf?

Niemand, erwiederte der Geiſtliche, auch die Allmacht nicht. Der Unmäßige wird in Krankheiten, der Verſchwender in Noth und Armuth, und ſo weiter jeder die Strafe ſeiner Sünden tragen. Das iſt die irdiſche, die zeitliche Buße. Aber glaubt ihr etwa, Gräfinn, daß dieß die einzige ſey, welche den Sünder trifft? Krank, arm, bedrängt ſind auch oft Schuldloſe. Aber ſie tröſtet und erhebt der Frieden ihres Gewiſſens. Sie dürfen zu Gott aufblicken, und mit Zuverſicht den ihren Vater nennen, der züchtigt, weil er liebt.

Züchtigung bleibt es immer, ſagte Ludmilla: Und wer, ehrwürdiger Herr, wer von uns ſchwachen Sterblichen wird ſo lieblos oder ſo vermeſſen ſeyn wollen, zu entſcheiden, ob das Unglück, das wir ſehn, Sündenſtrafe, oder väterliche Prüfung ſey?

Ihr habt Recht, Gräfinn, erwiederte Pater Iſidor, wenn ihr nach dem Schein urtheilt. — Doch ſo urtheilt die Welt, und ihr gehört zur Welt. Es gibt aber Einen, der ins Innere blickt, der Herz und Nieren erforſcht, und vor deſſen Blick es offen liegt, ob ein Unſchuldiger mitten im Leiden des innern Friedens genießt, oder ob ein ſchuldbewußtes Herz unter den Qualen der Gewiſſensbiſſe blutet; und ſelbſt uns Menſchen wird dieſer Frieden durch Faſſung im Unglück, durch Genügſamkeit, durch fromme Ergebung kund.

O wie leicht iſt es dann, den Unglücklichen zu verurtheilen, den ein heiſſeres Blut, oder eine zu lebhafte Einbildungskraft über dieſe ſtille Grenze hinaus reiſſen! rief Ludmilla: Nein, nein! Ich kann dieſe Unterſcheidung nicht zugeben. Ich weiß, ja ich fühle es tief, man kann elend ſeyn bis zur Verzweiflung, bis zur Zerrüttung des Geiſtes, und doch edel und doch groß!

Pater Isidor antwortete ihr nicht. Er erkannte, daß dieß Gemüth jetzt nicht im Stande war, eine Ansicht solcher Art zu fassen, und sie ritten eine Weile schweigend fort, bis sie bey einer Krümmung des Weges um eine hervorspringende Felsenecke gekommen waren, und nun ein beträchtlich weites Thal vor ihnen lag. Die Sonne stand sinkend auf einem der niedrigen Berge, die es umkränzten, und warf durch eine Öffnung der schwarzen Wolken einen grellen gelblicht weißen Schein auf ein Gemäuer, das mit Thürmen und weit vorspringenden Werken, auf der Höhe eines mäßigen Hügels thronend, jetzt plötzlich den Reisenden sichtbar ward. Es war eine alte Feste, vielleicht ihrem ersten Ursprung nach aus den Zeiten des Mittelalters, welche dann später von neuerer Kriegskunst verbessert und erweitert worden war. Die Außenwerke waren wohl aufgemauert, blanke Kanonenmündungen blickten über die Brustwehren hervor, und waren so gerichtet, daß wider den Willen des Commandirenden in der Feste, keine feindliche Truppe, ja nicht einmahl ein einzelner Reisender, das Thal passiren konnte; denn sie bestrichen jeden Pfad, der in das Thal gegen das Schloß oder in das kleine Städtchen

führte, das unter demselben sich am Ufer eines hellen Bergstroms ausbreitete. Dabey schien das Gemäuer fest und dick und unüberwindlich, wie aus dem Felsen, auf dem es stand, hervorgewachsen, so daß es nicht allein einem feindlichen Angriff von außen, sondern auch jeder Möglichkeit, von innen daraus zu entfliehen, mit Erfolg widerstehen konnte. Hinter einer doppelten Reihe von Festungswerken, die mit stumpfen und spitzen Winkeln nach allen Seiten ausliefen, erhoben sich massive Mauern von starken Pfeilern gestützt. Die zwey Thore, durch welche man in den äußern, und von da in den innern Hof gelangte, waren in eben so vielen Thürmen angebracht, und durch sie vertheidigt. Diese Thürme, welche noch aus alter Zeit Zugbrücken und Fallgattern hatten, führten nicht in gerader Richtung aufeinander, und alles trug das Gepräge unerweichlicher Festigkeit, die selbst dem Gedanken oder der Klage keinen Durchgang durch diese finstern Mauern und Bollwerke gestatten würde.

Wir sind am Ziele, sagte Pater Isidor, indem er mit der Reitgerte auf die Festung wies: Hier ist Kuffstein.

Ludmilla hob das gesunkene Haupt empor.

Der Anblick des Ortes, wo derjenige lebte, den sie so heiß zu sehn gewünscht hatte, und jetzt doch zu erblicken zitterte, die Beschaffenheit dieser unerbittlichen Feste ergriffen ihr Herz mit Eiseskälte. Ein leiser aber schmerzlicher Laut, wie ein unterdrückter Schrey, entfuhr ihren Lippen, ihr Auge hing unverwandt an dem Gemäuer, und eine Fluth von quälenden Gedanken drang auf allen Seiten in ihren Geist. Sie war nicht im Stande zu antworten.

Pater Isidor schlug ihr vor, zuerst in das Städtchen zu reiten, dort in einem Gasthof abzusteigen und zu warten. Indeß wollte er voraus auf das Schloß gehen, sich beym Commandanten melden lassen, und den vom Kaiser unterfertigten Befehl vorzeigen, vermöge dessen es diesem aufgetragen war, die Gräfinn Zriny zu ihrem Gemahl zu führen, und unter den Bedingungen, die er der Sicherheit der ihm anvertrauten Feste, und der aufrecht zu erhaltenden Ordnung angemessen finden würde, zu des kranken Gefangenen besserer Pflege ungestört bey demselben zu lassen.

Ludmilla antwortete nicht. Sie machte nur ein Zeichen mit der Hand, daß ihr Alles recht sey, was Pater Isidor vornehmen wollte, und

folgte ihm mechaniſch auf dem Weg durch das Thal in die Stadt, und bis in die Herberge, die er nach ſorgfältiger Erkundigung im beſten Gaſthof des Orts für ſie nahm. In ihrem Innern war ein finſteres Chaos von Gedanken und Empfindungen. Was ſtand ihr bevor! Was ſollte ſie finden! Tauſend Bilder in der wildeſten Verwirrung einer aufgeregten Einbildungskraft, eines ſchrecklicher als das andere, kreuzten ſich in ihrem Geiſte; und es flog manchmahl der Gedanke, umzukehren, und das Entſetzliche zu fliehen, wie ein Blitz durch ihre Seele. Doch gleich darauf übermannte ihn die heiße Sehnſucht nach dem Geliebten wieder. Ach, ihn nur zu ſehn, nur zu ſehen, nur den Ton ſeiner Stimme zu hören, ſchien ihr mit keinen Erdenqualen zu theuer erkauft! So brachte ſie ein Paar Stunden, während welchen der Geiſtliche auf dem Schloß war, im bedauernswürdigen Zuſtande zu. Endlich kam dieſer, aber er brachte die Nachricht, daß der beabſichtigte Beſuch heute nicht mehr Statt haben könnte, indem die Thore der Feſtung mit dem Abendläuten geſchloſſen, und erſt morgen wieder geöffnet werden würden. Das war ein neuer Schlag für Ludmillen, die ihre Hoffnung, wie ihr heißes Verlangen bar-

auf gesetzt hatte, noch diesen Abend den Gemahl zu umarmen, und die nun diese Fehlschlagung mit dem bittersten Gefühl ertrug, und eine neue Tücke ihres feindseligen Geschickes darin erblickte. Indeß war nichts dagegen zu unternehmen, und ein solcher Befehl so unerweichlich, wie die Mauern, denen er galt, und die Felsen, auf welchen diese ruhten. Ludmilla mußte sich fügen; aber es zeigte sich hier wieder, wie schon oft, die innere Verworrenheit, der Mangel an Fassung, der dieses aus allen seinen gewohnten Fugen getretene Gemüth bezeichnete, und forderte des Geistlichen ganze Standhaftigkeit und Geduld auf. Besonders war es ihm unangenehm, sich von ihr mit Fragen und Erkundigungen nach dem Zustande ihres Gemahls auf eine quälende Art bestürmt zu sehn. Wohl hatte er sich beym Commandanten um den Gefangenen genau erkundigt. Was er aber vernommen, war nicht geeignet, der Unglücklichen in seinem ganzen Umfang mitgetheilt zu werden. Vor einigen Wochen nähmlich hatte man den Grafen, der unter starker Militär-Bedeckung, aber übrigens mit aller Schonung, die seine Verhältnisse erlaubten, hierher gebracht worden war, der Obhuth des Commandanten übergeben. Der

Zuſtand, in welchen dieſer ihn fand, hatte ſogar den alten Krieger, deſſen Auge und Herz an manchen zerreiſſenden Anblick gewohnt war, erſchüttert. Der anerkannte Liebling eines großen Monarchen, ein junger Mann, deſſen Umſtände, wie ſeine Geiſtesgaben ihn zu den ſchimmerndſten Hoffnungen berechtigten, und überdieß eine der ſchönſten Geſtalten erſchien in wilder Zerrüttung vor ihm, des edelſten Vorrechtes der Menſchheit beraubt, und mit ſo zerſtörten Zügen, in ſolcher Todesbläſſe, daß der Vergleich mit dem, was dieſe Schönheit einſt geweſen ſeyn mußte, das, was ſie nun war, nur bejammernswürdiger erſcheinen machte. Zwar ließ die wilde Tobſucht, welche in der erſten Zeit nach ſeiner Gefangennehmung ſich ſeiner bemeiſtert hatte, hier in dem ſtillen Aufenthalte allmählich nach; aber auf jene Ausbrüche wilder Wuth war keine Stille erfolgt, welche auf Abſpannung der Natur und dadurch auf Wiederherſtellung hoffen ließ. Vielmehr ſchienen Wahnbilder, und irrige Vorſtellungen, auf eine wunderliche Art mit wahren Begriffen und wirklichen Erinnerungen vermiſcht, ſich ſeines Kopfes bemächtigt, und einen Zuſtand von bleibendem Irrſinn erzeugt zu haben, in welchem er ſich

für einen Prinzen eines königlichen Hauses hielt, den die Gegenparthey seiner Familie aus Neid und Staatsrücksichten auf einem festen Schloße in den Karpathen gefangen hielt, woraus die Seinigen ihn in Kurzem befreyen, und auf den Thron, der ihm gebührte, erheben würden.

Diese Idee, die sich seit seiner Anwesenheit in der Festung durch allerley Zufälligkeiten, besonders aber durch die achtungsvolle Behandlung, welche des Kaisers ausdrücklicher Befehl allen seinen Umgebungen zur Pflicht gemacht, immer mehr ausgebildet hatte, beherrschte ihn jetzt vollkommen. Mehrere Ärzte, welche der Kaiser, der den Unglücklichen trotz seines Verbrechens nicht vergessen konnte, aus Inspruck und Salzburg hierher beschieden, um zu versuchen, ob etwas für die Heilung dieses einst so ausgezeichneten Geistes zu thun seyn möchte, hatten fast einmüthig erklärt, daß wenig oder keine Hoffnung zu seiner Wiederherstellung sey, besonders da anhaltende Geistes-Stürme auch sein physisches angegriffen hatten, und sein zarter Körperbau dieser innern Aufreibung nicht auf die Dauer würde widerstehen können. Mitunter erklärte der Commandant auch, daß trotz des kaiserlichen Befehles der Besuch der Grä-

ſinn nicht anders, als unter Gutheiſſung und vielleicht in Gegenwart des Arztes, der den Kranken jetzt behandelte, Statt haben könnte, und daß ſie ſich daher in Geduld faſſen möchte, wenn auch morgen erſt die Ankunft dieſes Mannes abgewartet, und ſie nicht allein zu ihrem Gatten würde gelaſſen werden. Er habe von Sr. Majeſtät die gemeſſenſten Befehle, auf jede Art zuerſt für die Geſundheit und mögliche Wiederherſtellung ſeines Gefangenen zu ſorgen, und er dürfe es nicht wagen, dieſer Rückſicht, der hier ſo Manches gegen den auf Feſtungen üblichen Gebrauch untergeordnet würde, in einem ſo wichtigen Puncte, als das Wiederſehen einer theuern Perſon ſey, zuwider zu handeln.

Pater Iſidor konnte gegen dieſe Gründe nichts einwenden, obwohl er leicht berechnete, welchen Sturm dieſe Nachrichten, wie vorſichtig er ſie auch einkleiden mochte, in Ludmillens Seele erregen würden. Auf dem Rückweg von der Feſtung in den Gaſthof überlegte er ſorgſam alles, was, und wie er es ihr ſagen wollte, um ſie einerſeits nicht zu tödtlich mit der ganzen Wahrheit zu erſchrecken, andererſeits aber ſie doch genugſam auf das, was ihrer wartete, zu bereiten. Ihr leidenſchaftlicher Ungeſtüm, ihre

ungeduldigen Fragen machten es ihm ſchwer, die Rolle zu behaupten, die er ſich vorgeſetzt; doch brachte er es endlich dahin, daß ſie ſich mit anſtändiger Faſſung in das Unabänderliche ergab, und geduldig den kommenden Morgen, und die Ankunft des Arztes zu erwarten verſprach.

Wohl hatte ſie es verheißen, auch war in ihrem äußern Betragen den kurzen Reſt des Abends, welchen ſie noch mit dem Geiſtlichen zubrachte, keine auffallende Spur des Gegentheiles ſichtbar; deſto heftiger litt ſie in ihrem Innern, und eine Nacht voll Jammer und Thränen, in welcher der Schlaf ihr verweintes Auge kaum auf einzelne Viertelſtunden ſchloß, ging dem Tage bevor, der ſie mit dem Geliebten vereinigen ſollte.

Der Geiſtliche war betroffen, wie er am Morgen die nachtheilige Veränderung wahrnahm, welche dieſe durchwachte Nacht in ihrem Ausſehen, das ohnedieß nicht blühend geweſen war, hervorgebracht hatte. Nun erwartete ſie mit bangem Zagen den Augenblick, wo der Commandant ſie rufen laſſen würde; denn alſo war es geſtern verabredet worden. Aber Stunde an Stunde verging, und es nahte bereits der Mittag heran, als endlich eine Ordonnanz erſchien,

um dem geistlichen Herrn sammt der fremden Dame zu melden, daß man sie erwarte. Sie machten sich auf den Weg. Ludmilla schien mehr todt als lebendig, man mußte für eine Kutsche sorgen, die sie die kurze Strecke aus der Stadt bis auf den Schloßberg brachte. Dort angelangt, befiel sie ein Zittern, das sie fast zu jedem Schritte unfähig machte, und es brauchte einige Zeit, bis sie in den Zimmern des Commandanten sich so weit erhohlt hatte, daß man ihr gestatten konnte, den Gefangenen zu besuchen. In diesen Zimmern fand sie denn auch den Arzt, der ihn behandelte, und der jetzt gekommen war, um sie auf die Art vorzubereiten, wie sie sich gegen den Kranken zu benehmen habe. Er machte sie zuerst darauf aufmerksam, daß sie sein Aussehen sehr verändert und übel finden würde, und bath sie vor allem, jede Betroffenheit, die dieser Anblick in ihr erregen könnte, zu verbergen, weil der Graf durchaus nichts davon wissen wolle, daß er krank, und irgend einer ärztlichen Hülfe bedürftig sey, weßwegen auch er, der Doctor, gern die Täuschung nähre, in welcher er ihn für einen Abgesandten und heimlichen Spion des Großveziers halte. So hat er auch, fuhr der Arzt fort, der Ludmillen ein sehr

verſtändiger Mann zu ſeyn ſchien, erklärt, daß er von keiner Gräfinn Zriny etwas wiſſe.

Ludmilla fuhr zuſammen. Nicht? rief ſie, und eine glühende Röthe überzog ihr Geſicht, und machte ſchnell wieder der vorigen Bläſſe Platz.

Verzeiht, gnädige Frau, unterbrach ſie der Arzt, wenn ich einen Punct berühren muß, der euch nicht anders, als unangenehm ſeyn kann! Aber bedenkt, daß es die Reden eines Menſchen ſind, der für dieſen Augenblick ſeiner Vernunft nicht ganz mächtig iſt, und legt ihnen keine gröſſere Wichtigkeit bey, als ſie verdienen!

Weiter, weiter! ſagte Ludmilla, und ein unendlich bitteres Gefühl ergoß ſich in ihre Seele.

Er ſagt, fuhr der Arzt fort, er kenne keine Dame, welche dieſen Nahmen mit Recht führen könne; aber wenn die Fremde ſich Frau von Villecamp nenne, und ihn zu ſehn verlange, ſo ſollte ſie vorgelaſſen werden.

Gott! Welche Sprache! rief Ludmilla: Vorlaſſen! Und er redet von der Frau von Villecamp!

Bedenkt, gnädige Frau! entgegnete der Arzt, daß der Graf nicht weiß, was er ſpricht. Nehmt euch dieſe Äußerungen nicht zu Herzen!

Ludmilla ſchwieg, und ließ den Arzt ſich in Troſtgründen ſolcher Art erſchöpfen. In ihrer Seele herrſchte der ſchmerzende Gedanke mit unumſchränkter Gewalt, daß der Mann, dem ſie Alles aufgeopfert, in der Zerrüttung ſeines Geiſtes nur für das Beſinnnng behalten hatte, was von ſeiner erkalteten Liebe, und ihrem nachtheiligen Verhältniſſe zu ihm zeugte.

Zuletzt, ſo ſetzte der Arzt ſeine Rede fort, muß ich noch bemerken, um euch den Ausdruck Verlaſſen, deſſen ſich der Graf bedient hat, zu erklären, daß der Unglückliche ſich für einen Prätendenten an die Krone von Ungarn, und nahmentlich für einen Abkömmling jenes Johann Zapolya hält, der vor mehr als hundert Jahren ſein Vaterland in ähnliche Verwirrung geſtürzt, wie ſie jetzt des Grafen Schwager beabſichtigt, ſo auch, daß er durchaus keine Ahnung davon hat, ſich an der Grenze Tyrols zu befinden, ſondern ſich auf der Feſte Trencſin in Oberungarn glaubt.

O mein Gott! rief Ludmilla: Wie muß es in dieſem Geiſte ausſehen! Ich will zu ihm. Mag er mich halten, für wen er will, wenn ich ihn nur ſehen, nur bey ihm bleiben und

ihn pflegen darf! Sie ſagte das mit ſtrömenden zum Himmel gerichteten Augen.

Den Arzt rührte der Schmerz dieſer Frau, deren ganzes übriges Benehmen ihm Achtung einflößte; er gab ſich alle Mühe, ſie ſo viel wie möglich zu beruhigen, ſagte ihr noch einige Verhaltungsregeln, wie ſie ſich über einzelne Puncte gegen den Kranken zu betragen habe, und nun trat ſie, von ihm begleitet, den traurigen Weg nach den Gemächern ihres Gemahls an. Er führte ſie durch hohe düſtere Gänge an engvergitterten Fenſtern an eiſernen Thüren, mit ſchweren Schlöſſern verwahrt, vorbey. Von Zeit zu Zeit mußten ſie über eiſerne Gitter ſchreiten, die in die unterirdiſchen Behältniſſe ein dürftiges Licht und eine Ahnung von friſcher Luft führten, und aus denen Ludmillens aufgeſchreckte Phantaſie manchmahl ein tiefes Ächzen oder Kettengeraſſel zu hören glaubte, alles geeignet, ihr ohnedieß im Innerſten erregtes Gemüth aufs ſchmerzlichſte zu zerreißen. Nachdem ſie eine Treppe hinaufgeſtiegen, kamen ſie in einen Theil des Schloſſes, der von neuerer Bauart ſchien, und ein minder düſteres Anſehen hatte. Ein reinlicher heller Gang lief durch das Gebäude hin; vor einer gewöhn-

lichen Flügelthür ſtand eine Schildwache; der Schließer, der ſie begleitet hatte, zog ſeinen Schlüſſelbund hervor, und öffnete mit einem ſchweren großen Schlüſſel dieſe und eine zweyte eiſerne Thüre, und ſie befanden ſich in einem anſtändigen Vorzimmer, in welchem ſie einen Menſchen fanden, der unter dem Nahmen eines Kammerdieners das Amt eines Wächters und Krankenwärters bey dem Grafen verſah. Dieſer empfing die Kommenden, und eilte, ihre Ankunft dem Grafen zu melden; denn ſo hatte dieſer es befohlen. Er kehrte ſchnell mit der Antwort zurück: es werde den Grafen freuen, die Marquiſe von Villecamp zu ſehen. Dieß Wort ſchnitt durch Ludmillens Herz; faſt verließen ſie ihre Kräfte im Augenblick der Entſcheidung. Der Arzt unterſtützte ſie, und, auf ähnliche Fälle vorbereitet, hatte er einige Stärkungsmittel bey ſich, die er zu ihrer Erhohlung anwandte. Nun ging die innere Thüre auf, Ludmilla trat, vom Arzt geführt, herein, und ſah den Geliebten!

Er war in vollem Ungriſchen Coſtüme, ſelbſt mit einer Art von Pracht gekleidet, und, was ſie ſo ſehr gefürchtet, ihn in ſeinem Äußern verwildert zu finden, traf nicht ein. Sein rei-

ches blondes Haar war nach der Sitte der Zeit und seines Landes geordnet, sein starker Schnurbart zierlich gepflegt, seine Haltung stolz; desto auffallender stachen mit diesem glänzenden Äußern die Todesblässe seines Gesichts, die eingefallenen Züge, die tief liegenden Augen ab, die verstört und starr den Zustand seines Innern beurkundeten, und vor allem die sichtbare Schwäche, welche sich nur mühsam unter dem majestätischen Anstand aufrecht erhielt, den er in Gang und Haltung angenommen hatte. Er erhob sich von dem Sopha, auf dem er gesessen, und kam ihnen mit freundlichem aber würdevollem Ausdruck entgegen. Eine flüchtige Röthe, die, wie er Ludmillen erblickte, sein bleiches Gesicht überzog, und ein lebhafterer Blick des trüben blauen Auges zeigte doch, daß eine angenehme Regung in seinem Innern vorging. Der Arzt nannte ihm die Frau von Villecamp, die auf ihrer Durchreise gehört, daß Seine Hoheit sich hier befände, und dem Wunsch, ihm vorgestellt zu werden, nicht habe widerstehen können. Zriny lächelte — es war ein Lächeln, das Ludmillen durch die Seele ging — sagte einige verbindliche Worte, und bedeutete dann den Arzt, daß er sich entfernen könne.

Dieſer ging. Zriny begleitete ihn höflich bis an die Thür, und nun kehrte er um, eilte auf Ludmillen zu und ſchloß ſie herzlich in die Arme, ſo daß ſie für einen ſeligen Moment alles Übrige vergeſſend, nur das Glück fühlte, an der Bruſt des ſo ſchmerzlich Entbehrten zu liegen.

Sieh! fing er endlich an, indem er ſie betrachtete: So ſehen wir uns hier wieder! Das hätte ich kaum gedacht. Wie geht es dir, gute Ludmilla?

Wohl, wohl, ſeit ich hier bin! erwiederte ſie: Ach ich habe dich lange entbehrt!

Das konnte nicht anders ſeyn, meine Liebe, und wir werden uns wieder trennen müſſen; denn hier — er ſprach leiſe — hier darf Niemand wiſſen, daß wir uns nahe ſtehn. Ich weiß, daß die Prinzeſſinn von Pohlen auf dem Wege iſt. Sie kommt bald, ſie ſoll ſchön ſeyn. Du biſt doch ſchöner, Ludmilla! Du biſt recht ſchön. Er ſtreichelte ihre Wange, indem er ſie lächelnd betrachtete, dann ſagte er: Aber du ſiehſt ſo blaß aus, du biſt wohl krank?

Nein, Zriny, ich bin nicht krank. Ich freue mich ſehr, dich wieder zu ſehen, ſagte Ludmilla, und ihr Herz blutete.

Wie nennſt du mich? rief er auffahrend:

Biſt auch du in dem Wahn, der Alles um mich befangen hält? Doch es iſt gut. Nicht jeder kann die Wahrheit ertragen; ſie leuchtet, ſie brennt — o ſie thut weh! Indem er dieß ſagte, ſtrich er mit der Hand über die Stirn, als fühle er einen Schmerz daſelbſt.

Du haſt Kopfſchmerz? antwortete Ludmilla: Du leideſt? —

Ein furchtbarer Blick ſchoß aus ſeinen Augen auf ſie: Wer wagt, das zu ſagen? Wer wagt es, mir zu widerſprechen? Ja, ja, ſprechen, ſprechen höre ich immer. Sie reden mit mir, ſie laſſen mir keine Ruhe. Es ſind die Geiſter der vorigen Zeit, ſetzte er leiſer hinzu, wo ich noch verkleidet war, und dienen mußte dem alten König. Ja, gut war er, und er liebte mich. Und ich habe ihm weh gethan, ſehr weh, rief er ſchmerzlich, die Geiſter erzählen mir davon. — Er ſprach nun immer leiſer, indem er ſich von Ludmillen weg gegen die Wand kehrte, und dort mit geſchäftig bewegten Lippen ein Geſpräch zu führen ſchien. Ludmilla hielt dieſen Anblick nicht aus. Mit gerungenen Händen trat ſie von ihm weg ans Fenſter. Ihr Herz war auf eine fürchterliche Art gepreßt, und nicht einmahl die Erleichterung der Thränen

ward ihr. Eine Art von Krampf hielt ihre ganze Natur gefangen. Welcher Geiſt war hier zerrüttet! Welche Anlagen und Kräfte hier zerſtört!

Nach einer Weile kam er zu ihr. Du ſiehſt da hinab? ſagte er: Die Gegend iſt dir fremd? Das iſt die Waag — dort der Fluß; denn — er lächelte ſonderbar — wir ſind in Trencſin. Sie nennen hier alles verkehrt. Ich weiß wohl, warum? Sie wollen mich täuſchen. Darum haben ſie auch alle Tage andere Geſichter. Mich hintergehn ſie nicht, und zu ſeiner Zeit werde ich ſie ſtrafen, rief er heftig.

Sie haben dich beleidigt? fragte Ludmilla, indem ſie ſich mit ſchmerzlicher Überwindung in ſeine Ideen einzugehen bemühte.

Beleidigt? rief er mit ſtolzem Tone: Mich beleidigt man nicht. Ich zermalme ſie unter meinen Füßen, das Gewürme! Höre! — Er führte ſie vom Fenſter weg in eine Ecke des Zimmers und ſagte leiſe: Es wird ſich bald entſcheiden. Die türkiſche Armee nähert ſich. Solymann unterſtützt meine gerechten Anſprüche. Hier haben meine Ahnen gehauſt, geherrſcht; hier werde auch ich herrſchen. O ſie werden zittern, die draußen, die Falſchen! rief er auf einmahl wü-

thend: Hörst du, wie sie wieder reden, wie sie lachen! Sie lachen über mich. O ihr Nichtswürdigen! Ihr Ungeheuer! Ihr unterfangt euch — Euern rechtmäßigen König — er eilte in großer Heftigkeit gegen die Thüre.

Mein Gott, beruhige dich! rief Ludmilla, indem sie ihm folgte. Ich habe nichts gehört.

Nichts? rief er: Gehörst du auch zu den Verschwornen? Geh mir aus den Augen! Wie sie lachen, wie sie schreyen, und sie hört es nicht! rief er immer heftiger. Ein Anfall von wüthendem Zorn erschütterte ihn; eine Fluth von Vorwürfen und unzusammenhängenden Reden, die die Verworrenheit seines Innern bezeugten, strömte von seinen Lippen; er war wie außer sich, und sank zuletzt auf einen Stuhl. Ludmilla unterstützte ihn. Die überreizte Natur war erschöpft. Er wurde wieder ruhiger, sah um sich her, fuhr mit der Hand über die Augen und sagte: Wie war mir denn, Ludmilla? Mein gutes Weib! Ich fühle mich sehr müde. Ich war wohl weit, weit von hier — in Wien — oder — ja wo sind wir denn jetzt? Er schien Mühe zu haben, sich zu besinnen; er legte den Kopf an Ludmillens Brust, schloß die Augen und lag eine Weile wie schlummernd. Ludmilla glaubte

im Schmerz zu vergehen, aber dieſe ſanftere Stimmung des Unglücklichen, und der Schein von Zuneigung, den er ihr in dieſem Augenblick zeigte, löſte den Krampf ihrer Nerven; ſie fing heftig an zu weinen. Er hörte es, öffnete die Augen, ſah ihre Thränen, ſtarrte ſie an und rief: So weinſt du auch? Weint denn Alles, was ſich mir naht, und alles wegen meiner? Er hat auch geweint im letzten Augenblick, als er mir die Hand reichte. O weine nicht, weine nicht! rief er, und ſuchte mit der Hand ihre Thränen zu trocknen: Ha! Wie ſie heiß ſind, wie ſie brennen! O jene Thräne des alten Königs brennt doch noch mehr. Hier, hier! — er zeigte auf ſein Herz; dann verſank er in dumpfes Schweigen.

Ludmilla hatte eine leidenvolle Zeit; denn ſo, wie in dieſem Auftritt des Wiederſehens, ging es immer fort. Man hatte ihr auf den ausdrücklichen Befehl des Kaiſers, den Pater Iſidor dem Commandirenden überbracht, ein anſtändiges Zimmer nicht weit von dem Gefangenen eingeräumt, und der Arzt erklärte, daß er es nicht allein zuläſſig, ſondern ſelbſt für den Kranken heilſam glaube, wenn ſeine Gemahlinn um ihn bleibe, und ſein durch Unglück und

Stolz ſtarr gewordenes Gemüth ſich im Anblick und Umgang eines befreundeten, ihm angenehmen Weſens wieder ſanfteren Empfindungen öffne. Sie war daher ſo viel um ihn, als man ihr erlaubte: ſie ertrug mit unſäglicher Geduld alle Ausbrüche ſeiner Heftigkeit, und die noch weit ſchmerzlichere Erkenntniß, daß ſeine Leidenſchaft für ſie gänzlich verſchwunden ſey, und daß, was ihn jetzt noch für ſie belebte, nichts als ein herzliches Wohlwollen war, in deſſen Bewußtſeyn er ſie gern um ſich ſehen mochte, und ſelbſt einige Beruhigung in ihrem Umgange empfand. Auch drang ſich ihr, ſo wie die erſte lebhaftere Aufregung vorbey war, welche das Wiederſehn unter dieſen Umſtänden bey beyden hervorgebracht hatte, allmählich die Überzeugung auf, daß Zrinys körperliches Befinden beynahe noch übler war, als ſein geiſtiges. Seine Jugendblüthe war gebrochen, ſeine Geſtalt trug das Gepräge gänzlicher Verfallenheit; ein Fieber, das ſich jeden Abend regelmäßig und ſehr heftig einſtellte, untergrub ſein Leben, ſeine Kräfte ſchwanden ſichtlich, und was ſeinen Zuſtand noch verſchlimmerte, indem es die Heilung faſt unmöglich machte, war ſeine irrige Vorſtellung, daß er durchaus geſund, und der Arzt, der

ihn besuchte, nichts als ein verkleideter Spion sey, dem er nicht trauen dürfe. Ihm Arzneyen als solche beyzubringen, war daher unmöglich; was geschehen konnte, mußte unter allerley Vorwänden, auf verschiedene unkenntliche Art geschehen; dabey war er zu keinem längeren Verweilen im Bette, zu keiner Schonung seiner Kräfte zu bewegen. Früh morgens, wie er es sonst gewohnt war, stand er auf, sein Kammerdiener mußte ihn frisiren und sorgfältig kleiden; denn er war ja ein königlicher Prinz und alle Augenblicke gewärtig, fremden Gesandten, oder andern wichtigen Personen, welche die Europäischen Potentaten zu ihm schickten, Audienz zu ertheilen. Seine Zeit brachte er mit Lesen von Geschichts- und ähnlichen Büchern, womit man ihn ohne Bedenken versah, und mit Abfassung schriftlicher Entwürfe politischer Art hin, in welchen die Spuren eines reichen hellen Geistes auf eine bedauernswürdige Weise mit Wahnbildern und ausschweifenden Ansichten vermengt waren, so daß man sagen konnte, die Einkleidung zeugte von Irrsinn, die Grundidee war nichts weniger als thöricht. Es mußte sich jenen, die diese Aufsätze sahen, der Gedanke aufdringen, daß hier ein ausgezeichneter Geist unter der Last

zuſammengeſtärzter und verworrener Ideen und Bezeichnungen ſich abarbeite, und in den von Grund aus verkehrten Umgebungen ſich nicht mehr zu recht finden konnte. Daß aber Hochmuth und Ehrgeiz die herrſchenden Triebfedern desſelben geweſen, vor denen jede andere Regung ſchwieg, wurde aus den ungeheuern Erwartungen und Entwürfen, mit denen er ſich jetzt trug, klar, und zeigte, wornach er eigentlich geſtrebt, und was er gehofft hatte, als er noch ſeiner Beſinnung mächtig war. Selbſt dieſe Anſtrengungen vermehrten ſein körperliches Übel, und der Fieberreiz, der jeden Tag eintrat, regte ſeinerſeits den Geiſt wieder zu neuen Verworrenheiten auf. So erzeugte ſich ein troſtloſer Kreislauf ſchädlicher Einwirkungen, die nach dem Ausſpruche des Arztes, ſo wie aller, die den Gefangenen umgaben, nichts anders als ſeine baldige Auflöſung zum Ziele haben konnten. Ludmillen entging dieß nicht; ſie erkannte ziemlich deutlich ihres Gemahls Zuſtand, ſie las ihn in den Blicken des Arztes, ſie vernahm ihn aus den Geſprächen des Pater Iſidor, der ſie jeden Tag auf ihrem Zimmer beſuchte, und deſſen Anſichten von Glück und Unglück, Ergebung und Gehorſam es ihm

zur Pflicht machten, ſie auf die unausweichliche Cataſtrophe vorzubereiten.

So gingen acht ſchmerzliche Tage hin, in denen unter tauſend bittern Bemühungen und Eindrücken der Gedanke, um den Geliebten und für ihn zu leben, ihm die wenigen heitern Augenblicke, deren ſein Zuſtand fähig war, zu geben, und für ſeine Pflege, ſo viel er es ſelbſt geſtatten wollte, zu ſorgen, die einzige Beruhigung, den einzigen Troſt ſeiner unglücklichen Gattinn ausmachte, welche ſich doch kaum ſagen konnte, daß er ihr Opfer erkannt hätte.

Am Morgen des achten Tages, ehe noch die Stunde kam, in welcher Ludmilla ihren Gemahl beſuchen durfte, trat Pater Iſidor im Reiſeanzuge bey ihr ein, und kündigte ihr an, daß er gekommen ſey, um Abſchied von ihr zu nehmen.

Abſchied? rief ſie betroffen: Wie, hochwürdiger Herr, Ihr wolltet mich hier verlaſſen?

Mich rufen meine Geſchäfte, gnädige Frau! oder vielmehr ein Befehl meiner Obern, den ich geſtern Abends erhalten, und der meine Abreiſe auf dieſen Morgen unwiderruflich feſtſetzt. Glaubt mir! Ich bliebe gern hier; denn mich

dünkt, ich könnte euch nützlich seyn. Aber Gehorsam ist unsere Pflicht, wie er unser Gelübde ist.

„Und wenn ihr glaubtet, oder versichert wäret, hier mehr Nutzen stiften zu können, als an dem Platz, wo man euch hinsendet? Ich danke euch vieles. Ich würde euch noch manches danken, wenn ihr bey mir bleiben, in meiner bedrängten Lage mir Rath und Schutz geben wolltet. Dünkt euch das nicht auch Pflicht — der Menschlichkeit wenigstens?“

Euer Zutrauen, gnädige Frau, ehrt mich, wie es mich freut. Aber es ist nicht meines Amtes, Nutzen und Nutzen, Pflicht und Pflicht gegen einander abzuwägen. Unsere Obern bestimmen, wir gehorchen, und fragen nicht, so wenig als der Stab in des Wanderers Hand fragt.

Dann wird vielleicht manches Gute unterbleiben, fiel Ludmilla ein, über was der Einzelne in seinem nahen Gesichtskreise besser entscheiden kann, als Jene, die auf einem entfernten Standpunete stehen.

Nicht doch, erwiederte Pater Isidor: Ich bin überzeugt, daß ein höherer Wille uns leitet, der sich durch den Mund unserer Vorgesetzten ausspricht, und wir haben nichts zu thun,

als ihm zu folgen; ja wir können nichts beſſeres thun.

So ſehe ich wohl, daß ich euch verlieren muß, hochwürdiger Herr! und ich ſehe es mit Schmerz. Nehmt noch einmahl meinen kindlichſten Dank, den Dank einer Unglücklichen, der Ihr in ihren bängſten Stunden als ein helfender Engel erſchienen ſeyd, und die nie, nie vergeſſen wird, was ſie euch ſchuldig geworden! Aber darf ich fragen, wohin euer Weg euch führt, wenn dieſe Frage nicht vorlaut iſt, und wo euch vielleicht eine Nachricht von mir treffen könnte?

„Meine Weiſung lautet nach Mayland, wohin unſere Ordensgeſchäfte mich rufen. Aber ein Brief von euch, gnädige Frau, wenn er mir nicht bald folgte, würde mich ſchwerlich dort finden; denn ich halte mich daſelbſt nur kurze Zeit auf, und kehre dann wieder zu meiner eigentlichen Beſtimmung nach Schloß Clamm zurück.“

Zu meiner Mutter! O Gott! rief Ludmille erſchüttert von dem Gedanken an die Zeit, welche ſie dort verlebt, und was nun mit ihr geſchehen war.

Auf jeden Fall, fuhr der Geiſtliche fort,

ſehe ich euch noch eher auf meiner Durchreiſe, die ich, wenn in Mailand nichts anders über mich beſtimmt wird, über Kuffſtein einzurichten denke. Dann könnt ihr mir eure Aufträge nach Schloß Clamm oder Wien mitgeben, wo, wie ich hoffe, Fräulein Katharine bereits nahe daran ſeyn wird, endlich ihre Beſtimmung zu erfüllen, und wo mir vielleicht doch noch die Beruhigung werden wird, bey ihrer Einkleidung gegenwärtig zu ſeyn.

Ludmilla wandte ſich ab. Die Erwähnung von ihrer Schweſter Geſchick traf ſie mit den Stacheln des Gewiſſens; denn ſie wußte wohl, wie wenig geneigt Katharine dem Stande war, den ſie ergreifen mußte, und wer Schuld an dieſem Zwange war.

Und hofft ihr denn nach Wien zu gelangen, hochwürdiger Herr? erwiederte ſie nach einem kurzen Stillſchweigen. Die Stadt iſt belagert, und vielleicht leider, bis ihr hinkommt, in den Händen der Feinde.

Das zu befürchten, habe ich keinen Grund, antwortete der Geiſtliche: vielmehr das Gegentheil, da meine Nachrichten ziemlich beruhigend lauten.

So iſt die Belagerung aufgehoben?

„Das nicht.“

Oder der Entsatz nahe? fiel Ludmilla heftig ein, die seit ihrer Verbindung mit Zriny die Interessen seines Hauses zu den ihrigen gemacht, und somit in Rücksicht der Aufhebung der Belagerung Wiens ganz andere Hoffnungen nährte, als jene, die es gut mit Österreich meinten.

Auch das nicht eben, entgegnete Pater Isidor, und ein strenger Blick fiel forschend auf Ludmilla: Dennoch läßt sich vieles hoffen; das Reich des Satans ist uneinig unter sich. Kara Mustapha und Tököly werden ihre eigentlichen Plane nie gemeinschaftlich durchsetzen. Doch hierüber brauche ich einer besser Unterrichteten vielleicht nichts zu sagen. Übrigens steht König Johann in diesem Augenblicke mit seiner Armee wahrscheinlich schon in Mähren, und Graf Starhemberg hat Muth und Beharrlichkeit genug, um bis zum nöthigen Zeitpunct die Stadt zu halten, deren Hülfsmittel nicht so unbedeutend sind, wie man sie dem Sultan geschildert haben mag. Ich fürchte nichts und hoffe eure Schwester in Kurzem wieder zu sehen. Und so lebt wohl, gnädige Frau! Er wandte sich um, um zu gehn.

Scheidet nicht in Unwillen von mir! sagte Ludmilla, indem sie dem Geistlichen folgte: Ich betrachte euch als meinen strengen, aber wohlwollenden Freund. Nehmt meine besten Wünsche mit euch auf die Reise, laßt mir die Eurigen zurück!

Pater Isidor blieb stehn, und sah Ludmillen ernst an. Ihr habt Recht, erwiederte er, ihr braucht gute Wünsche, denn euer Pfad ist rauh, und euer Gemüth verworren. Ich gebe euch, was ihr meine Wünsche nennt, wie wir Priester sie zu geben gewohnt sind. Kniet nieder!

Ludmille zögerte einen Augenblick; dann gehorchte sie dem Manne, dessen Geist in der letzten Zeit sich ein Recht auf ihre Folgsamkeit erworben hatte.

Pater Isidor erhob die Hand, und hielt sie über Ludmillens Haupt: Gott, der Allbarmherzige segne und erleuchte euch! Er gebe euch Geduld und Unterwerfung in euren Leiden; er gebe euch Erkenntniß eurer Schuld und heilsame Reue! Bey diesen Worten machte er das Zeichen des heiligen Kreuzes über die tief Erschütterte, und verließ das Zimmer.

Ludmilla stand langsam auf. Wozu hatte

der Geiſtliche ſie eingeſegnet! Geduld und Reue! So hießen die Gaben, die er für ſie am nützlichſten erachtete! O ich fürchte, ich fürchte, er hat Recht! rief ſie, und warf ſich weinend auf ihr Kanapeh, und trocknete nach einer Weile ihre Thränen, um an ihr ſchmerzliches Tagewerk, die Pflege des wahnſinnigen Geliebten zu gehen.

Indeſſen dieß in Kuffſtein vorfiel, und Ludmilla nach Pater Iſidors Entfernung ſich verlaſſener, und den Schlägen eines feindlichen Geſchickes ſchutzloſer ausgeſetzt fühlte, hatte auch Katharine außer dem, was ſie mit allen ihren Mitbürgern in der bedrängten Stadt zu leiden hatte, noch ihre eignen Quellen der Sorge, welche mit jedem Tage ſich vergrößerten.

Die Feinde hatten ihr Lager rings um die Stadt geſchlagen, ſie arbeiteten an den Laufgräben, an den Minen, und ſuchten ſich derſelben über und unter der Erde zu nähern. Die verſchiedenen Baſſen des türkiſchen Reichs, ſowohl der Europäiſchen, als Aſiatiſchen Lande hatten in den verſchiedenen Puncten der Vorſtädte ihre Quartiere, und fingen an, die Stadt bald hier bald dort zu beſchießen. Manchen Morgen ſchreckte der Donner der Kanonen die

Einwohner aus dem Schlummer auf; manche Nacht hielt das Schießen, oder die Explosion einer Mine jede Ruhe von den Erschrockenen fern. Viele Bürger und Soldaten wurden auf den Wällen verwundet; manche fanden bey Ausfällen, die der Commandirende mit unerschrockenem Muthe unternahm, ihren Tod. An vielen Orten der Stadt hatte bereits das Feuer Verwüstungen angerichtet, deren Umsichgreifen nur mit Mühe gewehret werden konnte, so wie einmahl nur die Geistesgegenwart und der aufopfernde Muth eines Lieutenants von der Artillerie das Arsenal und alle Pulvervorräthe, die daselbst lagen, und somit die ganze Gegend der Stadt gerettet hatte, welche durch diese Erschütterung zu Grunde gegangen seyn würde. *) Nicht immer aber waren es die feindlichen Kugeln, die diese Zerstörung anrichteten. Die Flammen brachen wie von selbst aus, und alles trug das Ansehen absichtlicher Mordbrennerey. Allerley verdächtige Umstände gesellten sich dazu, wie z. B. daß hier und da auf einem Hause eine Fahne aufgesteckt gefunden wurde, gleichsam um dem Feind zu irgend einem Wahrzeichen zu dienen, und die strengsten Untersuchungen nicht dahin gelangten, die Urheber so-

wohl jener Feuersbrünſte, als ſolcher ſonderbaren Anzeichen zu entdecken. [6]) Das Ganze aber, verbunden mit der Noth und Bedrängniß der Stadt, mit der Gefahr ſo manches Einzelnen, reizte die Gemüther des Volkes ungemein auf. Der Verdacht der leicht erregten Menge fiel vorzüglich auf die Ungariſchen Mißvergnügten und ihre Anhänger, die ſich etwa in der Stadt aufhalten mochten. Unruhige Auftritte ereigneten ſich; ein Anſchein von Verdacht reizte ſie, einen Unſchuldigen zum Opfer des wüthenden Haufens zu machen. So ergriff und zerriß ihr wilder Ungeſtümm einen armen Irrſinnigen, der in ſeinem Wahn gegen ein brennendes Haus eine Piſtole abgefeuert; ſo wurde ein Knabe, den man in Weiberkleidern entdeckt, ermordet, und Niemand durfte es ſo leicht wagen, ſich in Ungariſcher Kleidung auf den Straßen ſehen zu laſſen, wenn er ſich nicht Unbilden, ja Gefahren ausſetzen wollte. [7])

Dieſe ſtürmiſchen Auftritte, die aufgeregte Stimmung des Volkes, und die Furcht vor noch größeren Übeln, wenn der Entſatz zögern, und vielleicht Mangel und Verzweiflung ſich des Pöbels bemächtigen ſollten, nebſt den täglichen Schrecken, welche von dem Belagerungszuſtande der

Stadt unabtrennbar waren, erfüllten die Herzen der Bewohner mit Angſt und Kummer, und waren das gewöhnliche Geſpräch der Familien, während das Volk ſelbſt noch mit ziemlich gutem Muth einer nahen Befreyung durch die befreundete Armee entgegen ſah, die Beſatzung und die Bürger furchtlos auf den Wällen ſtritten, der Opfer nicht achteten, die manchmahl fielen, und nur darauf ſannen, dem Feind durch Ausfälle, durch Zerſtörung ſeiner Werke ſo viel Abbruch als möglich zu thun. Katharine lebte mitten in dieſen bewegten Scenen, und trug noch ihren eignen Kummer; denn ſie wußte nichts von Sandors Geſchick, und ſah keine Möglichkeit, etwas davon zu erfahren. Dieſe Ungewißheit ſchien ihr das Quälendſte in ihrer Lage; ſie meinte, daß ſie ſelbſt die traurigſte Entſcheidung minder ſchwer ertragen würde, als dieſen Wechſel von Vorſtellungen, der in ihrem Gemüth ab- und zufluthete, wie eben zufällige Nachrichten ihn erregten. Sie ſelbſt, ſo wie ihre Freundinnen ſahen kein Mittel, hier Gewißheit zu erlangen; aller Zuſammenhang mit dem andern Ufer war abgeſchnitten, und ſo viel Gefahr mit jedem Wagniß, durch das feindliche Lager durchzudringen, verbunden, daß man vergeblich von Seite

des Stadtmagiſtrats durch Trommelſchlag demjenigen eine Belohnung von hundert Dukaten verheißen hatte, der ſich über die Donau wagen und dem Herzog von Lothringen Kundſchaft bringen wollte, ohne daß man die Rückkehr des Bothens verlangte, ſondern nur, daß er ſeine glückliche Überkunft durch ein auf einem hohen Punct gegebenes Feuerzeichen verkündigen ſollte. *) Es fand ſich Niemand, der dieß Abentheuer beſtehen wollte, und ſo mußte denn auch Katharine jeder Hoffnung, von dort herüber Aufklärung ihres Schickſals zu erhalten, entſagen.

Ein Menſch war indeſſen in Wien, der allein, aber auch am ſicherſten hierüber Auskunft geben konnte, und dieß war Sandors Gegner, Scalvinoni ſelbſt. Gleich in den erſten Tagen hatte die Generalinn hierüber mit Katharinen geſprochen; aber ſo heiß deren Verlangen nach Nachricht von dem Verlobten war, ſo konnte ſie ſich doch nicht entſchließen, einen Menſchen zu befragen, dem ſie nur mit dem größten Widerſtreben die Angſt ihres Herzens hätte errathen laſſen, und von deſſen gutem Willen, ihr die reine Wahrheit zu ſagen, wo ein Läugnen oder Entſtellen derſelben ihm vielleicht nach ſeiner Meinung Vortheil bringen konnte, ſie ganz und

gar nicht überzeugt war. Alle dieſe Bedenklichkeiten der Generalinn mitzutheilen, hielt indeſſen Katharinen jene natürliche Scheu ab, die ſie jederzeit empfand, einen Fremden in das Innerſte ihrer Gefühle blicken zu laſſen, ſo wie ſie ſich auch nicht hatte entſchließen können, den Inhalt des Geſpräches, welches Sandor in den letzten Stunden mit ihr gehalten, der Generalinn mitzutheilen. Es dünkte ihr wie eine Entfremdung, wie eine Verkleinerung ihres Beſitzes, wenn ſie, was Sandor ihr Zärtliches, Inniges, Edles geſagt, jemand Andern, und wäre es eine noch ſo werthe Perſon, mittheilen ſollte. Für ſich ganz allein, im innerſten Heiligthum ihres Herzens wollte ſie dieß Bewußtſeyn, und das Maaß für Sandors Liebe zu ihr, bewahren. So erklärte ſie bloß, daß ſie es für ſchwierig und überhaupt für unzart halte, mit Scalvinoni über dieſen Punct reden zu laſſen, ergab ſich wieder in ihr ſchweres Geſchick, und bethete nur um Geduld und genugſame Faſſung, um ihr Geheimniß vor der Mutter zu verbergen, deren ohnehin beängſtigtes Gemüth dieſe neue Sorge kaum ertragen haben würde.

So vergingen abermahls einige Tage. Der Feind ſetzte ſeine Angriffe, die Beſatzung ihre

muthige Gegenwehr fort. Graf Starhemberg, noch kaum von einer Wunde geneſen, die er in den erſten Tagen bey Beſichtigung der Wälle durch ein von einer feindlichen Kugel zerſchelltes Mauerſtück empfing, war überall gegenwärtig, wo es Gefahr oder entſchloßne Anſtalten galt. Biſchof Collonits ſorgte im Innern der Stadt für die Verpflegung der Verwundeten, die Heilung der Kranken, die Unterſtützung der Armen und beſonders der Familien derjenigen, welche ihr Leben in der Vertheidigung der Stadt geopfert hatten. Seine Fürſprache, ſeine Beredſamkeit erhielten in den Häuſern der Großen und Reichen die nöthigen Mittel dazu; ſein Eifer, wie ſein Beyſpiel ermunterte Andere, ihm thätig an die Hand zu gehen, und manche Frauen des höhern wie des Mittelſtandes erbothen ſich, durch die Vorſtellungen des frommen Biſchofs begeiſtert, zu Verfertigung von Verband und Arzneyen, zu Lieferungen von allerley Bedürfniſſen, ja zu thätigen Hülfleiſtungen in den Spitälern ſelbſt, während viele Weiber aus den gemeinen Claſſen ſich bey Ausgrabung der Gegenminen, die die Belagerten machten, zur Wegſchaffung der Erde, und zu allerley ähnlichen Dienſten gebrauchen ließen. *)

Diese persönliche Theilnahme an dem grossen Zwecke der Vertheidigung und Erhaltung der Stadt regte ein frisches Leben auch in den Herzen derjenigen Einwohner auf, die vermöge ihrer Stellung, oder ihres Geschlechts bisher nur müßige und darum oft ängstliche oder mißvergnügte Zuseher der allgemeinen Noth und Gefahr gewesen waren. Ein schöner Eifer bemächtigte sich der höhern, wie der niedern Stände, ein Geist frommer Menschenliebe und williger Aufopferung, und das Haus der Frau von Preysing blieb in diesen Leistungen nicht hinter den andern ihres Gleichen zurück. Frau von Volkersdorf hatte eine besondere Geschicklichkeit in Bereitung von Arzneyen und andern Hülfsmitteln, die ihre Stellung zu ihren Unterthanen und ihre Menschlichkeit auf dem Lande, wo ärztliche Hülfe selten war, ihr schon längst zur angenehmen Pflicht gemacht hatten. Frau von Preysing bereitete Verbandstücke, und opferte willig, was sie an Leinwandvorräthen besaß, und Katharine ging mit Vergnügen den beyden Matronen zur Hand, und fand in dieser zweckmäßigen Thätigkeit eine tröstende Beschwichtigung ihrer Sorge um den geliebten Sandor.

Wie nun erst das Geschäft der Vertheidi-

gung der Wälle, der nothwendigſten Anleitung der Einwohner, und ähnliche Anſtalten in ihrem gehörigen Gange waren, und Scalvinoni nach ſeines Generals Herſtellung wieder über einzelne Augenblicke ſeiner Zeit gebiethen konnte, benützte er dieſe ſehr eifrig, ſich Katharinen zu nähern, oder Erkundigung über ſie einzuziehn, was indeſſen ziemlich ſchwer hielt, da ſie mit wenig Menſchen bekannt war, und ſelbſt Frau von Preyſing einſam lebte. Er erfuhr nur mit Mühe einiges über ihre Familie, ihre ſehr mäßigen Glücksumſtände, und die eigentliche Urſache ihrer Hierherkunft nach Wien, nähmlich ihre Beſtimmung zum Kloſter, welche man ihm als unwiderruflich ſchilderte. Von einem Liebhaber, oder gar von einem Verlobten wollte indeß Niemand etwas wiſſen, und Scalvinoni mußte ſeine eiferſüchtigen Regungen in ſeiner Bruſt verſchließen. Daß hier ein zärtliches Verhältniß obwalte, ſchien ihm unzweifelhaft; ſeine durch den Antheil an dem Mädchen geſchärfte Beobachtung, und des Pohlniſchen Offiziers Benehmen hatten ihn davon überzeugt, und der Mangel an beſtätigenden Nachrichten hob jenen Argwohn nicht auf, er machte nur ſeinen Wunſch, klar zu ſehn, lebhafter.

Was wäre einem unternehmenden jungen Mann, der ſich ſeiner Verdienſte ſo bewußt iſt, wie Scalvinoni, unmöglich! Kaum waren vierzehn Tage herumgekommen, ſo hatte er es dahin gebracht, ein Haus auszukundſchaften, welches Frau von Dünewald zuweilen mit Katharinen zu beſuchen pflegte, und in welches er einſt gerade ſo viel gekommen war, um jetzt, ohne Aufſehen zu erregen, die halbverfallne Bekanntſchaft unter einem ſchicklichen Vorwand wieder auffriſchen zu können. Der Adjutant des Commandirenden war während der Belagerung eine wünſchenswerthe Erſcheinung, für die man überall gern Rückſichten hatte. Man empfing ihn mit Auszeichnung, es ward ihm leicht, ſich auch über die muthmaßliche Zeit der Beſuche der Generalinn die nöthigen Auskünfte zu verſchaffen, und ſo geſchah denn, was er beabſichtigt hatte. Er traf mit Katharinen an dieſem Orte zuſammen, aber unter ſo unverdächtigen Formen, daß es ein bloßer Zufall ſchien, und ſelbſt in der Generalinn Seele, welche ihre junge Freundinn begleitet hatte, kein Argwohn kam, da ſie des Adjutanten öfters als einen frühern Bekannten dieſes Hauſes hatte erwähnen hören.

Katharine erſchrack, wie ſie eintrat und ihn erblickte; ſie faßte ſich mühſam, und erkünſtelte eine Ruhe, die ihr nicht natürlich war, und deren Zwang man ihr anſah. Scalvinoni bemerkte es wohl, und war nichts weniger als unzufrieden damit; denn ſeine Erfahrungen ſagten ihm, daß ein Mann halb gewonnenes Spiel bey einem Frauenzimmer habe, das ihn mit einiger Unruhe oder Befangenheit zu betrachten pflege, und deren Gemüth ſich ſchon im Voraus in einer künſtlichen Stellung gegen ihn befinde. Er ſeinerſeits war ſo klug, ſich ganz ungezwungen zu benehmen. Er äußerte ſeine Freude über dieß unvermuthete Wiederſehen, indem er ſich ſehr verbindlich jenes Zuſammentreffens auf dem Stephansfreydhofe erinnerte; aber alles, was, und wie er es vorbrachte, trug ſo ſehr das Gepräge allgemeiner Galanterie, daß Katharine kein Arges daraus haben konnte, nach und nach ſelbſt etwas unbefangen wurde, und die Vorſtellung mit Heftigkeit ergriff, ob es nicht vielleicht ihr oder der Grafinn Dünewald gelingen könnte, im Geſpräch auf eine ungezwungene Art ſich in dieſem Hauſe über Scalvinoni, und über den Ausgang jenes unſeligen Zweykampfes einige Nachrichten zu verſchaffen.

Ihr Beſuch dauerte nur kurze Zeit, und ſie war deſſen froh; denn ſo leicht und natürlich ſich Scalvinoni gegen ſie benommen, und ihre Furcht vor einer etwanigen Zudringlichkeit zerſtreut hatte, ſo fühlte ſie doch bey dem Anblick des Mannes, den ſie als den Feind ihres Geliebten, ja als den betrachten mußte, deſſen Hand ihn verwundet, vielleicht — ſie ſchauderte dieß zu denken — getödtet hatte, eine Art von Abſcheu und Angſt, die ſie ſeine Entfernung wünſchen machte.

So wie ſie ſich mit der Generalinn allein ſah, ſprach ſie mit ihr über das, was jetzt ihre ganze Seele bewegte — wie man, ohne ſich bloß zu geben, den Zufall benützen, und durch die Familie, bey der man ihn getroffen, die gewünſchten Erkundigungen einziehen könnte. Die Generalinn fand einige Schwierigkeit, doch verſprach ſie der Sache nachzudenken; und da ſie in ein Paar Tagen eine von den Töchtern des Hauſes zufällig traf, wußte ſie auf eine natürliche Art das Geſpräch auf Scalvinoni und auf das Duell, das er, wie man ſagte, vor einiger Zeit mit einem Pohlniſchen Offizier gehabt, zu bringen, und warf, wie den Einfall einer

flüchtigen Neugierde, den Wunsch hin, den Ausgang dieser Affaire näher zu wissen.

Die Generalinn kannte ihre Leute, und wußte, daß sie den Auftrag um eine Auskunft in keine bessern Hände, als in die des Fräuleins Rosine, legen konnte, die zugleich eine der vorwitzigsten und schwatzhaftesten Personen war. Sie hatte nichts von dem Duell gewußt, und obwohl die Generalinn davon nur als von einer Sage sprach, so war doch selbst diese Sage dem neugierigen Mädchen wichtig genug, um sie als eine willkommene Neuigkeit zu ergreifen, und die Spur zu verfolgen, welche sich ihr zeigte.

Als Scalvinoni das nächstemahl bey ihren Ältern erschien, machte sie sich an ihn, und wußte das Gespräch so lange zu wenden, bis sie es endlich auf den vom König Sobiesky geschickten Courier gebracht, und auf die Frage, ob er wohl noch, ehe die Brücken abgeschossen worden, das andere Ufer erreicht haben werde? Dabey sah sie dem Adjutanten scharf in die Augen, und glaubte nun, sein Bekenntniß, oder wenigstens eine verrathende Äußerung könne ihr nicht entgehen.

Scalvinoni besann sich einen Augenblick,

Dieſe Frage, Katharinens neuliche Anweſenheit, die ſichtbare Neugier, die auf Roſinens Antlitz lag, ſtellten ſich plötzlich in ſeinem Geiſte zu einem Ganzen zuſammen; er glaubte zu ſehen, was man von ihm wollte, und er nahm ſich vor, ſeine Antworten darnach einzurichten. — Das zu beantworten iſt mir nicht möglich, mein Fräulein! erwiederte er.

Wie ſo, Baron Scalvinoni? rief das Fräulein: Ihr könnt ja ungefähr die Zeit beurtheilen, wann er wegfuhr —

Wie ſollt' ich? ſagte Scalvinoni: Ich weiß wohl, wann er vom Commandirenden abgefertigt wurde; aber ich weiß nicht, wann er abfuhr.

Das ſolltet ihr nicht wiſſen? rief ſie lebhaft: Ich dächte, ihr hättet ihn begleitet. — Sie ſah ihn dabey forſchend an. — Ich habe ſo etwas gehört.

Da hat man euch falſch berichtet, mein Fräulein!

„Wirklich? Ich dächte doch nicht. Man ſagt, ihr hättet ein Duell mit ihm gehabt.“ — Sie betonte jedes Wort und hielt ihre Blicke feſt auf ihn gerichtet: Ihr ſeyd wohlbehalten zurückgekommen, und nun iſt es doch natürlich, daß man zu wiſſen wünſcht, wie die Sache eigent-

lich hergegangen, und was aus eurem Gegner geworden ist.

So? fragte Scalvinoni: Ja, das letzte will ich wohl glauben. Man scheint vielen Antheil an dieses sogenannten Gegners Schicksal zu nehmen. Er ist nicht im Duell gefallen; das könnt ihr denjenigen, die sich bey euch darnach erkundigt haben, zum Troste sagen.

Es hat sich Niemand nach ihm erkundigt; ihr versteht mich falsch.

„O ich verstehe euch recht gut, mein gnädiges Fräulein, besser, als ihr selbst glaubt.“

Ihr seyd unerträglich!

„Das wäre mir unendlich leid.“

Ach so sprecht doch! Habt ihr oder Jemand anders mit ihm duellirt; denn, daß er duellirt, ist sicher.

„Ey, ey! Ihr seyd genau unterrichtet, meine Gnädige! Ich weiß von nichts. Ich habe den Herrn von Szalatinsky nur sehr flüchtig gesehn, wie er mit seiner schönen Cousine Arm in Arm ging, und glücklicher schien, als ich es jetzt bey euch bin. Er schien seiner Begleiterinn wenigstens nicht unerträglich.“

Die kleine Volkersdorf? Was ihr sagt! rief jetzt Fräulein Rosine lebhaft. Und nun be-

ſtürmte ſie den Adjutanten mit Fragen nach dem Verhältniß zwiſchen dem Pohlniſchen Offizier und Katharinen.

Scalvinoni hatte ſie glücklich auf eine andere Spur gebracht. Er ſagte ihr allerley, was ihm eben beyfiel; als ſie aber endlich wieder auf die Duellgeſchichte, und auf Szalatinsky's Schickſal zurückkam, antwortete er mit einer artigen Verbeugung, aber mit einem Tone, der zeigen konnte, daß das Geſpräch ihn zu verſtimmen anfing: Herr von Szalatinsky hat ſich lebend über die Brücken entfernt, das kann ich euch ſagen. Ob er duellirt, und mit wem? Ob er verwundet worden, ob nicht? das — weiß ich nicht, und ein ſo ſchöner Mund hat gewiß angenehmere Dinge zu ſagen, und ein ſo liebenswürdiger Geiſt beſſeres zu denken, als die Fehde von ein Paar rauhen Soldaten.

Hiermit waren alle Erkundigungen, welche Fräulein Roſine erhalten konnte, zu Ende, und ſie nicht viel klüger, als am Anfange des Geſprächs. Doch was hier nicht gelang, war einem Kopfe, wie der ihrige, nun ſchon zu ſehr zur Angelegenheit geworden, als daß ſie nicht auf andern Wegen hätte verſuchen ſollen, an ihr Ziel zu gelangen. So ſetzte ſie denn alle

Hebel, die ihr nur zu Gebothe ſtanden, in Bewegung, und mittelſt anderer Offiziere, Bekannter von Scalvinoni, ja endlich durch Beſtechung ſeines Bedienten brachte ſie heraus, daß das Duell wirklich ſtatt gefunden, daß der Pohlniſche Offizier ſich ſehr brav gehalten, aber, von ſeiner Hitze hingeriſſen, dem kühlen Muthe des Adjutanten eine Blöße gegeben habe, der, als einer der geſchickteſten Fechter, dieſen benutzt, und ſeinem Gegner eine nicht unbedeutende Wunde in der Schulter beygebracht habe. — Als das Blut heftig hervor quall, und der Rittmeiſter ſchwankte — ſo erzählte der Diener — ward es meinem Herrn herzlich bang; er ſprang auf ſeinen Gegner zu, er fing den Sinkenden in ſeinen Armen auf, leiſtete ihm allen möglichen Beyſtand, ließ aus den nächſten Häuſern Hülfe bringen, und that für ihn, was er nur für einen Bruder hätte thun können. Auch erkannte dieß der Fremde; er dankte meinem Herrn ſehr freundlich, und ich mußte gleich in die Stadt zurück, einen Wundarzt zu hohlen, der dann für den erſten Verband ſorgte, und den Rittmeiſter begleitete, wofür ihm mein Herr eine anſehnliche Summe zuſtellte.

Nun, und was brachte denn der Wundarzt für Nachricht zurück?

Der Wundarzt? fragte der Bediente erstaunt: Ey, der kam ja nicht wieder; der ist in Brünn oder Linz, und vermuthlich froh, bey dieser Gelegenheit gut aus der Stadt gekommen zu seyn.

Und der Rittmeister lebt?

„Ich will es hoffen; es wäre mir leid um ihn, denn er schien ein gar braver freundlicher Herr.“

Und war die Wunde tief?

„Der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht, so viel konnte ich bemerken. Übrigens war alles so eilig, mein Herr mußte nach Wien herein, der Fremde über die Brücken, daß wir kaum Zeit hatten, das Allernöthigste zu thun oder zu sprechen; und so kann ich auch weiter nichts sagen, als daß ich hoffe, Gott werde ihm fortgeholfen haben.

Fräulein Rosine hatte nun über das Duell erfahren, was sie gewollt; aber nun lag noch der andere Theil des Geheimnisses, Katharinens und des Rittmeisters Verhältniß zu erforschen vor ihr, und auch hier mußte sie klar sehen, eher konnte sie nicht ruhen. Statt also der Generalinn das nächstemahl, wie sie sie sah, das Re-

ſultat ihrer Forſchungen über den Ausgang des Duells mitzutheilen, machte ſie unter dem Vorwand einer erwiedernden Artigkeit Katharinen einen Beſuch, ſuchte es ſo einzuleiten, daß ſie ſich mit ihr allein fand, knüpfte ein Geſpräch über Scalvinoni an, ſpielte die Unterredung auf ein Duell, das Scalvinoni kürzlich gehabt haben ſollte, ließ Katharinen errathen, daß ſie mehr wiſſe, als im Allgemeinen bekannt ſey, und regte des Mädchens ganze Seele mit dieſen Worten auf.

So ſoll es alſo wahr ſeyn? rief Katharine: Soll Scalvinoni ſich geſchlagen haben?

Ganz gewiß. Er iſt ein bekannter Raufer, und hat ſchon Manchen gezeichnet, und Manchen erlegt.

Mein Gott! rief Katharine: Und ſoll es wahr ſeyn, daß er mit dem Pohlniſchen Courier —

Ich glaube ja gehört zu haben, warf Roſine nachläßig hin, daß dieſer Offizier mit euch verwandt ſey?

Ja wohl! ſagte Katharine: Er iſt meiner Mutter Schweſter Sohn.

Man ſagt viel Gutes von ihm, entgegnete Roſine.

O er iſt ein vortrefflicher Menſch, rief Ka-

tharine: So gut, ſo edel! Doch verzeiht! Ihr kennt ihn nicht, es kann euch gleichgültig ſeyn.

Nicht doch, Fräulein von Volkersdorf! Nicht im Geringſten! Alles, was euch betrifft, hat Intereſſe für mich, antwortete Roſine verbindlich, und um ſo mehr, da des Offiziers trauriges Schickſal —

Sein trauriges Schickſal? rief Katharine: Mein Gott! Was wißt ihr von ihm?

Ich ſollte es wohl euch nicht ſagen, antwortete Roſine, die ſich ihrer gelungenen Liſt freute: Herr von Szalatinsky geht euch nahe an —

O ſprecht, ſprecht! rief Katharine zitternd, indem alle Schreckbilder ihrer Phantaſie vor ihr aufſtanden: Was iſt's mit Szalatinsky? Lebt er?

Gelebt hat er, wie Herr von Scalvinoni nach Wien zurückkehrte. Aber er war bedeutend verwundet.

O großer Gott! rief Katharine: Verwundet, und allein, in den Auen verlaſſen!

Nicht doch! erwiederte Roſine: Sein Gegner iſt ein edler Menſch, er hat für ihn geſorgt. Und nun erzählte ſie mit Verſchönerungen und Ausmahlungen, wie es die Gewohnheit der Menſchen iſt, deren Vergnügen im Sammeln und Erzählen von Neuigkeiten beſteht, die ganze

Geſchichte nach ihrer Art, ließ Katharine durch eine langſame Folter von Angſt und Erwartung gehn, um ſie zuletzt über die eigentliche Entſcheidung in eben der Ungewißheit zu laſſen, in der ſie ſich vor dem befand. Alles, was ſie gewonnen hatte, war die traurige Gewißheit, daß Sandor verwundet war. Was dann aus ihm geworden, ob er lebe, ob er leide, ob er todt ſey? hierüber lag noch eben der troſtloſe Schleyer, den zu lüften ſeit ſo vielen Tagen ihr heißeſter Wunſch und eine vollkommene Unmöglichkeit war; denn auch Scalvinoni's Nachrichten ſchloßen keine Beruhigung in ſich. . . .

Roſine entfernte ſich endlich, nachdem ſie hier ihren Zweck beſſer erreicht, und mehr über die Stellung Katharinens zu ihrem Vetter errathen hatte, als ihr bey den Erkundigungen gelungen war, die ſie von Scalvinoni unmittelbar hatte einziehen wollen. Es war ihr erwieſen, daß Katharine ihrem Vetter mit mehr als Verwandtenliebe zugethan ſey. Sie erinnerte ſich dämmernd einmahl etwas davon gehört zu haben, daß Katharine urſprünglich nicht zum Kloſter beſtimmt, daß ſie mit einem Verwandten ihres Hauſes verſprochen geweſen ſey, ohne daß man wußte, warum ſich ihr Schickſal geän-

dert. Sie verglich, ſie verband die Nachrichten, ſie verſchönerte und ergänzte, wo ſie Lücken fand, und ſetzte ſich eine Art Roman zuſammen, der in einigen Stücken ziemlich mit der Wahrheit zuſammenfiel, in andern aber himmelweit davon abſtand, der aber für Roſinen den Werth voller Gewißheit hatte, den ſie daher mit geheimnißvollen Mienen ihren Bekannten mittheilte, und zuletzt ſelbſt glaubte.

Katharinen war nicht ſo wohl zu Muth. Mit Ungeduld wartete ſie, bis Roſine ſich entfernt hatte, um ſich dem Schmerz und der Angſt um den Geliebten ungeſtört überlaſſen, und ihre Thränen nicht mehr zurückhalten zu dürfen. So war es alſo gewiß! Sandor war verwundet! Was konnte nicht geſchehen ſeyn, trotz der Begleitung des Wundarztes, auf der Reiſe, mitten im Getümmel einer unruhigen hin und her ziehenden Armee? Je weniger Katharine die eigentliche Lage der Dinge zu beurtheilen im Stande war, je ſchreckendere Möglichkeiten fielen ihr ein. Eine Menge düſtere Bilder vereinten ſich wechſelnd vor ihrem Geiſte. Sandor, bleich, blutend, auf einem elenden Lager, von allen ſeinen Freunden fern, der Pflege unbekannter kalter Menſchen hingegeben, war die

Hauptgeſtalt, die nie aus ihren Blicken wich, im Wachen vor ihr ſtand, im Traume ſie aufſchreckte. Ach was hätte ſie nicht darum gegeben, zu ihm eilen, für ihn ſorgen, wachen, leiden zu dürfen! Es war unmöglich! Unfruchtbare Wünſche, vergebliche Gelübde waren alles, was ſie darbringen konnte, und in dieſer Ohnmacht lag die herbſte Qual ihrer Lage.

Ihre liebſte Zuflucht war jetzt das Gebeth, ihre einzige Erhohlung jene Arbeiten für die Armen und Kranken, denen ſie ſich mit doppeltem Eifer weihte. Sonſt mochte ſie nichts von allem, was vorging, wiſſen. Jede Erzählung von neuen Bedrängniſſen, die die Feinde der Stadt zufügten, erinnerte ſie an den ſchrecklichen Tag ihrer Ankunft, der eine Kluft zwiſchen ihr und dem Geliebten eröffnete. Fielen unruhige Auftritte in der Stadt unter der Menge vor, ſo mußte ſie an das unſelige Duell denken, das vielleicht ihr ganzes Lebensglück zerſtört hatte; ſprach man von den Hoffnungen auf Entſatz, von der Ausſicht, die Feinde in Kurzem vertreiben, und die chriſtliche Armee in die befreyte Stadt einziehn zu ſehn, dann preßte ein bitteres Gefühl ihr Herz zuſammen, wenn ſie dachte, wie dann ſo manche Mutter ihre Söh-

ne, ſo manche Gattinn ihren Gemahl, ſo manche Braut ihren Geliebten wieder ſehn und umarmen würden, und wie für ſie — vielleicht kein Wiederſehn, oder nur ein ſchmerzliches ſeyn würde! So wurde nach und nach jede Berührung des Hin- und Herredens, der Neuigkeiten, der Beſuche ihr unleidlich; ſie flüchtete ſich in die Einſamkeit ihres Zimmers, wenn Bekannte zur Frau von Preyſing kamen, um nichts zu hören, was den ſtillen Gang ihres Kummers ſtören, und eine verletzende Ideenreihe in ihr erwecken konnte.

Darum ſprach ſie auch weder mit der Generalinn noch ſonſt mit Jemand über das, was ihr Herz drückte, und bewahrte ihren Schmerz, wie früher ihre Freude, als ihr ſtilles Heiligthum. Dabey blieb ſie immer freundlich, und immer gefällig gegen Andere; ſie erlaubte ſich keine Laune, keine Klage, und trug ihren Kummer, von dem ſie als dem allgemeinen Loos der Menſchheit ſich nicht ausnehmen zu dürfen glaubte, mit ſo viel Ergebung, daß, wer ſie nicht kannte, ſie für ganz ruhig, ja heiter gehalten haben würde. Nur Frau von Preyſing und ihre Tochter bemerkten die gewaltige Veränderung wohl, die mit dem ſonſt ſo lebensfrohen Geſchöpf vorge-

gangen war; ſie wußten die Urſache, da aber Katharinen jedes Sprechen darüber wehe zu thun ſchien, vermieden ſie freundlich alle ſolche Berührungen, ließen ſie gewähren, wie ſie glaubte, ſich am beſten in ihre Lage finden zu können, und hofften, daß die Zeit hier gänzliche Hülfe, oder wenigſtens Milderung herbeyführen würde.

Katharine hatte noch keinen Verwundeten geſehn, ſo oft auch jetzt Unglückliche dieſer Art von den Wällen durch verſchiedene Straßen der Stadt nach den Spitälern gebracht worden waren, welche die Bemühungen des frommen Neuſtädter Biſchofes in verſchiedenen Klöſtern oder leeren Gebäuden hatten einrichten laſſen, und wo theils die Geiſtlichen und Nonnen, theils weltliche Krankenwärter oder Wärterinnen der Verunglückten pflegten. Ihre Vorſtellung davon war alſo unbeſtimmt, und eben ſo unbeſtimmt war auch die von Sandors Zuſtand. Nun aber traf es ſich eines Morgens, wo eben ein gewaltiger Angriff der Türken auf die Burg- und Löwelbaſtey vorüber war, und mehrere hundert Kugeln in die Stadt und auf die Wälle geflogen, viele Häuſer beſchädigt, viele Menſchen verwundet worden waren, daß Katharine, nachdem das Schießen aufgehört hatte, und die

Bewohner der Stadt es wieder wagten, aus den festen Gewölbern oder Kellern, in welche sie sich geflüchtet, hervorzukommen, ihrer Gewohnheit nach in die St. Stephanskirche ging, Messe zu hören. Da begegnete ihr in der Weihburggasse ein Zug mehrerer Menschen, welche eben einige Schwerverwundete von dem Wall herab ins Kloster der Franziskaner brachten. Die offenen Tragbahren, auf welchen die Verwundeten lagen, gewährten ihr, indem sie dicht an ihr vorüber kamen, den vollen Anblick des traurigen Schauspiels, und der erste, den sie erblickte, war ein junger Mensch, ein Student, der sich auf dem Walle sehr ausgezeichnet, dem eine feindliche Kugel den Arm zerschmettert hatte, und der bleich wie ein Todter mit brechenden Blicken, von allem seinen Blut überströmt, vor ihr lag. Eine wirkliche, oder eingebildete Ähnlichkeit mit Sandor ergriff sie so heftig, daß sie einen Schrey ausstieß, und sich einem Schwinden ihrer Sinne nahe fühlte. Eine alte Frau stand ihr bey; sie verlangte nach Hause geführt zu werden, und Frau von Preysing fürchtete, daß der Schrecken sie krank machen würde. Das geschah nicht; aber das entsetzliche Bild hatte sich ihrer Phantasie eingeprägt. Sie dachte und

ſprach von nichts, als dem Verwundeten, kehrte von jedem andern Gegenſtand wieder auf dieſen zurück, und vermengte in ihrem aufgeregten Zuſtand Sandor und den Unbekannten auf eine ſo ſeltſame Art, daß ſie manchmahl glaubte, jenen ſelbſt erblickt zu haben. Eine augenblickliche Beſinnung überführte ſie freylich von ihrem Irrthum; aber es brauchte mehrere Stunden, bis ſie ſich erhohlt, und den erſten furchtbaren Eindruck abgeſchüttelt hatte. Denſelben Nachmittag kam der Biſchof zur Frau von Preyſing. Er erzählte von der großen Anzahl der Verwundeten, welche ſich durch die vielen Ausfälle ſo wie durch die mit Wuth unternommenen und mit der größten Anſtrengung abgeſchlagenen Stürme in der Stadt häuften, von der Unzulänglichkeit der Mittel, ſie zu verſorgen, beſonders aber von dem Mangel der Wartung und Pflege, indem ſich bey Weitem leichter ſolche Perſonen fänden, die Geld, Lebensmittel und andere Bedürfniſſe liefern, als die ſelbſt an eine Pflege Hand anlegen wollten, welche mühſam, oft abſtoßend, und ſogar der eignen Geſundheit nachtheilig ſeyn konnte. Katharine ſaß, mit Arbeit beſchäftigt, ſtill auf der Stufe des Erkerfenſters an ihrem Tiſche, und

nahm keinen ſichtbaren Antheil an dem Geſpräch; aber keines der Worte des Biſchofs, welcher für ſie überhaupt eine ſehr verehrungswürdige Perſon war, ging ihr verloren, und eine Ideenreihe knüpfte ſich daran, welche dem Druck des Kummers, den ſie nun ſchon ſo lange empfand, eine wohlthätige Ablenkung verſprach. Doch ſchwieg ſie, und ſagte nichts. Abends kam die Generalinn und ſprach von den Verwüſtungen, welche das heutige Kanoniren auf den Wällen angerichtet, von den vielen Menſchen, die es gekoſtet, von der täglich wachſenden Noth der Stadt. Schon waren eine Menge der ausgezeichnetſten Offiziere todt oder verwundet, die Vorräthe an Lebensmitteln und Munition wurden kleiner, die Theurung nahm überhand, und da Feuersbrünſte ſehr häufig waren, und auch bey andern Gelegenheiten Sturm- und Nothzeichen zu geben nöthig war, hatte der Commandant gebothen, daß in keiner Kirche mehr geläutet werde, und nur der Klang der großen Glocke zu St. Stephan, wenn ſie ertönte, ein Signal allgemeiner Gefahr ſeyn ſolle, bey deren Ton die Bürger auf ihre beſtimmten Sammelplätze, den neuen Markt, den Hof und die Freyung, die Weiber aber an die Brunnen eilen

und Waſſer zum Löſchen ſchöpfen ſollten. [10]) Die Spitäler füllten ſich mit Verwundeten und Kranken, welche zum Theil der Mangel genugſamer und geſunder Koſt in dieſen Zuſtand gebracht, und alles deutete auf den ſehr verſchlimmerten Zuſtand und auf die dringliche Nothwendigkeit baldiger Errettung hin. Dennoch nahm der Eifer der Beſatzung eher zu als ab, und auch die Einwohner wetteiferten in gutem Willen und Dienſtleiſtungen mit dem wirklichen Militär.

Sogar Weiber, fuhr die Generalinn fort, ſogar Weiber nehmen nach Möglichkeit an der Vertheidigung Theil. Sie bezeigen ſich unermüdet beym Waſſer Schöpfen und Eimer Füllen, beym Ausgraben der Minen, beym Wegſchaffen der Erde, kurz überall, wo man ihrer geringen Kraft bedarf und ſie benützen kann.

Das freut mich, ſagte die Oberſtinn: Auf dieſe Art iſt es auch dem ſchwächern Geſchlecht möglich, zu dem verdienſtlichen Werke beyzutragen, und ſeine Pflichten als Chriſtinnen und Mitbürgerinnen zu erfüllen.

Katharine war bey dieſen Worten näher gekommen, und horchte aufmerkſam. Gewiß, ſagte die Generalinn, ſie thun das auf mannigfa-

che Weiſe. Des Biſchofs Ermahnungen haben ſogar einige vermocht, in den Spitälern die Dienſte von Wärterinnen und Aufſeherinnen zu übernehmen. Man hat mich verſichert, daß er mehrere von der dienenden Claſſe ſowohl, als Frauen des Mittelſtandes zu dieſen verſchiedenen Leiſtungen beredet habe.

Das ſcheint mir ſehr verdienſtlich, ſagte Katharine, und die beſte Art, wie Frauen ihre Menſchenliebe und ihren Eifer fürs allgemeine Beſte bezeugen können. Nur Eins kommt mir ſchwierig vor. Wie könnte, z. B. ein unverheirathetes Frauenzimmer ſich entſchließen, unbekannte Männer zu warten oder zu pflegen?

Es gibt Modalitäten, antwortete die Generalinn: Man kann ja durch Bereitung der Arzeneyen, durch Aufſicht in der Küche und auf die Wärterinnen, durch Leitung der Arbeiten u. ſ. w. recht nützliche Dienſte leiſten, ohne ſich gerade mit der unmittelbaren Pflege fremder Männer zu befaſſen, die freylich für jedes Frauenzimmer, möge ſie verheirathet ſeyn oder nicht, etwas Mißliches und nicht wohl Anſtändiges hat.

Mein Kind! ſagte Frau von Preyſing: Jegliches Ding hat zwey Seiten. Ein ehrwür-

diger Nahme, ein heiliges Gelübd kann auch hier die Soeur grise vor jedem Tadel, vor jedem Verdacht der Läſterſucht, ſo wie vor jedem unziemlichen Betragen ſchützen.

Was iſt das, eine Soeur grise! fragte Katharine.

Frau von Preyſing erklärte ihr den Urſprung dieſes Inſtituts, der frommen Schweſtern, welche ſich der Pflege der Kranken ſowohl in ihren als fremden Häuſern weihen. Sie erzählte ihr, was dieſe wohlthätigen Frauen in Frankreich bey verſchiedenen Anläſſen Gutes gewirkt hatten. Sie führte manches Beyſpiel rückſichtsloſer Selbſtaufopferung an, und ſchloß damit, daß ſchon mehrere Monarchen dieſen ſegenbringenden Orden in ihren Staaten einzuführen geſucht, und deßwegen ſolche Nonnen aus Frankreich verſchrieben hätten.

Katharine hörte mit leuchtenden Augen zu. Dieſer Beruf dünkte ſie ſo ſchön, ſo ganz das, was ſie unbeſtimmt und in allgemeinen Umriſſen im Stillen bey ſich gedacht hatte. Sie fragte immer mehr, ließ ſich von dieſem Orden erzählen, was nur die Oberſtinn und ihre Tochter wußten, und ſchien zum erſtenmahl ſeit dem Tage, wo ſie Sandors Verwundung vernommen

hatte, wieder einmahl recht heiter und vergnügt. Aber sie äußerte sich nicht weiter. Tief in der stillen Brust bewahrte sie den Eindruck und den Vorsatz, den er in ihr erregte, arbeitete ihn in ihren einsamen Stunden aus, weihte sich dazu durch Gebeth und innige Aufopferung, und trat dann am andern Morgen zu ihrer Mutter, um ihr den Wunsch zu eröffnen, in einem der Spitäler, wo man kranke, oder bey den Minen, beym Feuerlöschen u. s. w. verunglückte Frauenspersonen aufnahm, sich der Verpflegung derselben zu widmen.

Erstaunt blickte Frau von Volkersdorf sie an. Dieser Entschluß kam ihr so unerwartet, und befremdete sie so sehr, daß es einige Zeit brauchte, bis Katharine sie nur zuerst mit dieser Vorstellung befreunden konnte. Sie führte ihr aber Ludwig den Heiligen, die heilige Landgräfinn Elisabeth und mehrere Personen der Legende und Geschichte an, die von viel höherm Rang und von edlerer Geburt, als ein Edelfräulein, eine Übung gottgefälliger Pflicht und Selbstverläugnung in solchen Leistungen gesucht, und es gelang ihr endlich die Matrone zur Einwilligung in ihre Bitte zu vermögen. Viel besser faßte Frau von Preysing sie auf, als Mut-

ter und Tochter dieſen Gegenſtand vor ſie brachten; ſie hatte es geahnet, ſie hatte es zum Voraus in Katharinens Seele erkannt, und erklärte der Frau von Volkersdorf unumwunden, daß ſie nicht allein Katharinens Vorſatz höchlich billige, ſondern, wenn ihre Jahre und Kräfte es ihr erlaubten, ſie gern begleiten und ihr helfen würde. Darüber verwunderte ſich nun jene Frau noch mehr; aber Frau von Preyſing hatte in den wenigen Monathen, welche ſie beyſammen zugebracht, bereits, ohne es zu wollen, ein ſolches Übergewicht über ihre neue Hausgenoſſinn bekommen, daß dieſe ſich gern ergab, alles für recht und verſtändig zu halten, was ſie Frau von Preyſing thun oder billigen ſah. Dieſe bath es ſich nun von Mutter und Tochter aus, daß ſie es ſeyn dürfe, welche dem Biſchof Katharinens Vorſatz melden, und ihm zu der neuen Eroberung für ſeine edlen Zwecke Glück wünſchen dürfe.

Ein franzöſiſch zierlich geſchriebenes Billet, in welchem die fein gebildete Frau alle Artigkeit ihres Zeitalters mit der Würde zu vereinigen wußte, die die Achtung für einen der vorzüglichſten Kirchenfürſten erforderte, erſuchte den Grafen um einen Beſuch. Er kam noch

denſelben Nachmittag, und empfing mit väterlicher Freude die Verſicherung, eine neue thätige Pflegerinn und Verſorgerinn ſeiner kranken Kinder, wie er die Hülfsbedürftigen der ganzen Stadt nannte, in Katharinens Perſon zu erhalten, die er, ſeit er ſie kannte, mit wohlwollender Achtung ausgezeichnet hatte.

Schon am andern Morgen führte er ſie ſelbſt bey den Urſulinerinnen in die Paar Krankenzimmer ein, welche unter der Aufſicht der Nonnen daſelbſt zum Behuf der Kranken weiblichen Geſchlechts eingerichtet waren. Er hatte dieſen Ort aus freundlicher Rückſicht gewählt, da er nicht weit von Katharinens Wohnung entfernt war; er empfahl ſie den guten Kloſterfrauen, welche abwechſelnd die Pflege der Kranken beſorgten, und denen Weiber aus der Stadt in den gemeinen Dienſtleiſtungen zur Hand gingen.

Freudig trat ſie ihr neues Geſchäft an. Die Kloſterfrauen ſahen mit Vergnügen, wie willig und wie geſchickt ſie ſich in jede Art von Verrichtung, ſey es perſönliche Bedienung, Vertheilung der Arzneyen, der Nahrung u. ſ. w., zu finden wußte. Ihre Wirthſchaftskenntniſſe kamen ihr ſehr dabey zu Statten. Seit Katharine öfters in der Küche nachſah, auch wohl

Speisen oder Arzneyen selbst bereiten half, was sie bey ihrer Mutter gelernt hatte, befanden sich die Kranken viel besser. Ihre Reinlichkeit und Ordnungsliebe erhielt die Zimmer im trefflichen Stande, die heitere Freundlichkeit, mit der sie alles leistete, verbreitete denselben Geist rings um sie her, und Vieles, was vorher aus Zwang oder nur halb geschehen war, wurde jetzt vollständig und wie von selbst verrichtet. Ihr Inneres war ruhig. Jetzt hatte sie erreicht, wornach sie lange, ohne sichs recht klar machen zu können, gestrebt hatte, einen nützlichen, ja mühevollen Wirkungskreis, in welchem sie sich Verdienste vor Gott sammeln konnte, und die Aussicht, wenn denn ihre Hoffnungen auf irdisches Glück wirklich vernichtet seyn sollten, einen Ersatz dafür im Walten und Sorgen für Andere zu finden. So dachte sie die Beschwerden, die Anstrengungen, denen sie sich jetzt freudig unterzog, Gott für ihres Sandors Genesung und Glück aufzuopfern, wenn er noch lebte. Was sie den Kranken that, um die sie war, sollte Gottes allmächtige Gnade dem verwundeten und leidenden Freund von andern unbekannten Menschen geschehen lassen, und sie konnte sich ordentlich freuen, wenn hier und dort ihr etwas sehr

mühsam, sehr widrig wurde, nun wieder etwas Mehreres, was ihrem Sandor zu Gute kommen könnte, geleistet zu haben. War er aber todt — sollte sie den Freund, an dem ihre Seele hing, nicht mehr auf Erde sehen: dann hoffte sie von ihrer Mutter ohne gar zu große Schwierigkeit die Erlaubniß zu erhalten, den Orden der Canonissinnen zur Himmelpforte mit dem nicht minder verdienstlichen einer Soeur grise vertauschen zu dürfen, besonders da sie sich gern verpflichten wollte, ein ewiges Gelübde abzulegen, und sie in der nützlichen Thätigkeit einer Nonne solcher Art einen viel schönern Zweck ihres Lebens zu sehen glaubte, als in der abgeschlossenen Beschaulichkeit einer gewöhnlichen Klosterfrau.

Abermahls vergingen auf diese Art gegen vierzehn Tage. Der August-Monath war weit vorgerückt, die kaiserliche Armee am andern Ufer der Donau aufgestellt, welche sich täglich durch Eintreffen von zahlreichen Hülfsvölkern aus den kaiserlichen und Reichslanden verstärkte, und man erwartete nur noch die Ankunft des Königs von Pohlen mit seiner Armee, um etwas Entscheidendes zur Rettung der Hauptstadt von Österreich zu unternehmen.

In dieſer Stadt aber ſah es immer mißlicher aus. Der Großvezier, erbittert über den hartnäckigen Widerſtand, der ſeinen Schaaren ſtarken Verluſt zufügte, zugleich unterrichtet von den Bewegungen, die am jenſeitigen Geſtade vorgingen, und den Hoffnungen, welche man nährte, both nun alle ſeine Macht und allen guten Willen ſeiner Truppen auf, um die Stadt aufs Äußerſte zu treiben, und ſie entweder durch Sturm oder Übergabe zu bezwingen, ehe Sobiesky, den er als Feldherrn achten, und als Feind ſcheuen mußte, das Chriſtenheer mit dem ſeinigen verſtärken konnte. Beynahe täglich wagte er auf irgend einer der Baſteyen einen verzweifelten Sturm. Häufige Minen untergruben die nächſten Umgebungen der Wälle, und drohten ſelbſt dieſen den Einſturz. Die Belagerten verloren ihrerſeits viele Leute bey den Gegenminen, welche ſie gruben, bey den häufigen Ausfällen, welche Starhemberg unternehmen ließ, um die Arbeiten der Feinde zu zerſtören, und bey dem Abſchlagen der Stürme. Schon fingen Krankheiten an, ſich zu zeigen, die einen anſteckenden Character annahmen. Starhemberg war zwar von ſeiner Wunde geneſen, aber die Contagion hatte auch ihn ergriffen. Ent-

kräftet und halb krank machte er täglich die Runde auf allen Wällen, stärkte die Kämpfer durch Beyspiel und Wort, betrieb die Arbeiten, erschien mit Collenits in den Spitälern, bey den Bäckern, in den Magazinen, wo es galt, durch Aufsicht und Ermunterung zu wirken, und bestieg, so oft es thunlich war, den Stephansthurm, auf dem er sich seine Warte angelegt, ein kleines Bänkchen an der Ostseite der Stadt, das noch steht, und denen mit achtungsvoller Erinnerung gewiesen wird, die den Thurm besteigen, und das ihm durch die zierlich durchbrochenen Mauern des Thurms die Aussicht gegen das Lager der Feinde und einen Überblick ihrer Arbeiten so wie ein sehnsüchtiges Ausschaun gegen jenes Ufer gewährte, wo die Hülfer standen, und ach, wie so lange zögerten! [21]

Scalvinoni, sein Adjutant, begleitete ihn fleißig bey allen diesen Verrichtungen. Nur in die Spitäler ging er selten; denn dort glaubte er weniger an seinem Platz zu seyn, als der Bischof oder der Stabsarzt, den der General zu Rathe zog. Auch hatte er wohl keine Ahnung, wen er in einem dieser Wohnungen des Jammers hätte finden können. Er hatte Katharinen lange nicht gesehn. In das Haus, wo er

ſie einmahl getroffen, war ſie, erſchreckt eben durch jene Begegnung, nicht wieder gekommen; und ihr jetziger Beruf nahm ſo ſehr ihre Kräfte und ihre Zeit in Anſpruch, daß ſie wenig zu Hauſe, und kaum am frühſten Morgen auf der Straße den kurzen Weg von ihrer Wohnung bis zu den Urſulinerinnen zu ſehen war. Zudem forderte die wachſende Bedrängniß der Stadt des Commándirenden und ſeines Adjutanten größte Thätigkeit auf. In dem Gewirre der Geſchäfte, in der Richtung aller ſeiner Kräfte auf ein ganz anderes Ziel fing der Eindruck, welchen das ſchöne Mädchen auf ihn gemacht, und dem hauptſächlich die Fehde mit ihrem Begleiter, ſo wie die Hinderniſſe, die ſich ihm entgegenſetzten, eine höhere Bedeutung gegeben hatten, ſich zu verlieren an. Die Züge des unſchuldsvollen Geſichts, der Ausdruck von ſanfter Wehmuth, das ſchüchterne und einfache Benehmen des ſtillen Landmädchens, das in den erſten Tagen der Bekanntſchaft ſeine Einbildungskraft entzückt hatte, erſchien nun ſelten vor ihm, und vielleicht wäre es nach und nach ganz aus ſeiner Erinnerung gleich manchem frühern Eindruck ſolcher Art entſchwunden, hätte nicht ein Zufall ihn zu den Urſulinerinnen geführt, wohin ſein

General mit dem Bischof vorausgegangen war, und ihn in einer halben Stunde bestellt hatte. Die Krankenzimmer waren außerhalb der Clausur angelegt, und männlichen Schritten daher der Eingang möglich, wie es denn auch in diesen Umständen nicht ganz zu verweigern war. Eine Layschwester wies den Adjutanten in einen Gang, der zu dem Krankensaal führte, hieß ihn hier warten und ging, seine Ankunft zu melden. Noch stand er auf dem Gange, als Katharine, eine Flasche Arzney in der Hand, und einige zinnerne Schalen geschickt ineinander gestellt in der Andern, aus einer Thür trat, und betroffen einen Augenblick stehn blieb, wie sie einen Offizier gewahrte und Scalvinoni erkannte. Dann wollte sie mit einem flüchtigen Gruß schnell bey ihm vorüber; er aber trat ehrerbiethig einen Schritt näher, grüßte sie so achtungsvoll und schien so bestürzt durch ihre Erscheinung, daß sie es für unartig gehalten hätte, ohne Zeichen der Erkennung vorüber zu eilen. Sie hielt also ebenfalls ihre Schritte einen Augenblick inne, und Scalvinoni sagte, indem eine jähe Purpurgluth sein Gesicht übergoß: Mein gnädiges Fräulein! — Welche Erscheinung? Wie kommt ihr hierher?

Ich helfe hier den Kloſterfrauen, antwortete ſie beſcheiden, wo ſie mich brauchen können. Sucht ihr hier Jemanden, Herr Hauptmann?

Mein General iſt mit dem Biſchof hier, und ich bin gekommen ihn abzuhohlen, erwiederte er.

Seyd ihr ſchon gemeldet? fragte Katharine freundlich, und auf dem Sprunge fortzugehn: Sonſt will ich —

Bemüht euch nicht, mein Fräulein, rief der Offizier, und beraubt mich nicht ſo ſchnell eines Glückes, das mir ſo ſelten wird — und das ich ſo ſehr — Er wollte noch mehr Verbindliches — vielleicht ſogar etwas Zärtliches ſagen; aber in dem Augenblicke öffnete ſich eine Thüre ihnen gegenüber, und heraus trat Graf Starhemberg, der Biſchof und noch ein Paar Perſonen. Katharine eilte ſchnell mit einer flüchtigen Verbeugung in das nächſte Zimmer. Starhemberg heftete einen halb lächelnden, halb forſchenden Blick auf ſeinen Adjutanten. Was war das? ſagte er: Habt ihr hier Bekanntſchaft, Herr Hauptmann?

Ich habe das Fräulein von Volkersdorf einigemahl geſehn, antwortete er ablenkend.

Mir iſt das Geſicht auch bekannt, antwor-

tete der General: Ein schönes Mädchen! Aber wie kommt sie hierher? Ist sie eine Pensionärinn?

Es ist ein Engel, fiel der Bischof ein, die aus Liebe Gottes und des armen Mitmenschen sich freywillig entschlossen hat, die Kranken hier zu pflegen. Er sagte noch manches Gute von ihr, das dem Adjutanten sehr süß klang, und während dieses Gespräches hatten sie alle drey den Klostergang verlassen, und Katharinen die Freyheit gegeben, aus ihrem Versteck, in das sie nur, um sich den Blicken der Männer zu entziehen, geschlüpft war, heraus zu kommen und ihrem Geschäft nachzugehn.

Scalvinonis Anblick war ihr unangenehm gewesen, und was sein anfänglich bescheidnes Benehmen gut gemacht hatte, verdarb die letzte Galanterie wieder, in der ihn eben die Ankunft seines Generals unterbrochen hatte. Katharine pries sich glücklich, ihm so schnell entgangen zu seyn. Sie konnte sich eines widrigen Gefühls nicht erwehren, wenn sie ihn sah. Sandors Andenken kehrte mit doppelter Wehmuth zurück, und sie dachte mit Sorge daran, daß jener vielleicht Mittel finden würde, sich ihr zuweilen zu nähern, da er nun schon einmahl erfahren wo sie ihre meiste Zeit zubrachte.

Die wachſenden Bedrängniſſe der Stadt hinderten indeſſen einen Vorſatz ſolcher Art, obwohl ihn Scalvinoni im erſten Augenblick des Wiederſehens gefaßt, und, nachdem der Biſchof vor dem General ſo viel zu Katharinens Lobe geſagt hatte, noch recht mit Luſt ausgebildet hatte. Aber er kam den ganzen Tag beynahe nicht von der Seite des Commandirenden weg, und, da das Graben und Sprengen der Minen und andere unruhige Bewegungen in dem feindlichen Lager ſelbſt die Nächte durch die Beſatzung in ſteter Aufmerkſamkeit hielten, manche Nacht nicht aus den Kleidern, ſo daß es ihm unmöglich ward, ſeinen verliebten Wünſchen zu folgen. Katharine ſah ihn nicht wieder, und ihre ſtille Ruhe kehrte zurück.

Doch wenn Scalvinoni auch keine Möglichkeit fand, ſich ihr perſönlich zu nähern, ſo hatte er doch nunmehr einen Weg entdeckt, auf dem er ſich Nachrichten von ihr und über ſie verſchaffen konnte. Dieß war Graf Collonits, der ſehr viel um Starhemberg war, und dem man Katharinens Nahmen nur nennen durfte, um den würdigen Greis in Lob des einfachen, frommen und klugen Kindes überſtrömen zu hören. Scalvinonis Eitelkeit fühlte ſich in dem Gegenſtand

seiner Bewerbungen geschmeichelt, und er bildete sich ein, Katharine sey ihm viel theurer geworden. Auch konnte seine bessere Empfindung so viel Gutem seine volle Achtung nicht versagen, und er nahm sich vor, wenn nur erst die stürmische Zeit der gegenwärtigen Gefahr vorüber seyn würde, dieser Sache reiflicher nachzudenken und vielleicht seinen Lebensplan daran zu knüpfen.

Täglich mehrten sich nun auch Katharinens Arbeiten, und täglich, ja stündlich traten Noth, Elend, Mangel, dringender und näher an sie heran. Die Zahl der kranken Frauen und Weiber, welche man in die Spitäler brachte, vergrößerte sich ohne Verhältniß zu den Mitteln, sie zu erhalten und zu pflegen. Früher hatte Katharine von ihrer Mutter Genügsamkeit, welche freudig allem Überflüßigem entsagte, um ihre leidenden Nebenmenschen zu unterstützen, und von der Vorsicht der Frau von Preysing, welche ansehnliche Vorräthe von allerley nothwendigen Dingen in ihrem Hause aufgehäuft hatte, Vieles an Geld und Lebensbedürfnissen für ihre Kranken erhalten, und immer war sie den Klosterfrauen wie ein helfender Engel erschienen, dessen Ankunft Gutes jeder Art brachte. Nach

und nach versiegte diese Quelle. Die Anzahl der Hülfsbedürftigen wuchs in eben dem Grade, als die Dauer des Belagerungsstandes sich in eine trostlose Länge zog. Frau von Volkersdorf hatte bald selbst kein bares Geld, Frau von Preysing kaum so viel Vorräthe, als zur nothdürftigen Erhaltung ihres Hauses auf die unbestimmte Zeit, bis endlich Erlösung käme, unentbehrlich war. Katharine konnte schon seit mehreren Tagen nichts ins Kloster mitbringen als ein Herz voll innigstem Mitleid und unerschöpflich gutem Willen; aber auch so war sie dem Hause ein Segen, und die Kranken, die ihrer Pflege anvertraut waren, fühlten sich jederzeit beruhigt, wenn sie nur ins Zimmer trat, und folgten ihr mit frommen Wünschen und segnenden Blicken.

Der Augustmonath war nun zu Ende; die Belagerung hatte bereits sechs lange Wochen gewährt und noch immer war die Rettung fern. Die Türken schienen ihre Wuth zu verdoppeln, so wie der Widerstand der Belagerten die Eroberung der Stadt in die Länge zog, und der Herbst herannahte, mit dessen Eintritt die Asiatischen Truppen ihrer Gewohnheit nach das Heer des Sultans zu verlassen und in ihre Heimath zu

ziehen gewohnt waren. Die Stadt empfand mit Angſt dieſe verſtärkten Angriffe. Schon war an einigen Orten, beſonders an der Burg- und Löbelbaſtey durch geſprengte Minen großer Schaden geſchehen; die Ketten, die Graf Starhemberg vor die Eingänge der Straßen ziehen ließ, die Verrammlung aller Stadtthore und mehrere ähnliche Anſtalten zeigten den erſchreckten Einwohnern, daß man ſich eines Äußerſten verſehe.[12]) Deſto ſehnſüchtiger, deſto beängſteter war ihr Verlangen nach Rettung und Entſatz, der immer noch zögerte, weil das Chriſtenheer ſich ohne Hülfe der Pohlen nicht ſtark genug fühlte, den Feind allein anzugreifen. Zwar hatten frühere Kundſchafter, denen es gelungen, ſich durchs türkiſche Lager zu ſchleichen, die Nachricht gebracht, daß von allen Seiten deutſche Truppen, aus Bayern, Franken, Sachſen, u. ſ. w. anlangten, die Armee zu verſtärken; aber noch war Sobiesky nicht da. Auch wollte, ſeit einer der Kundſchafter verunglückt war, und die Türken ihre Wachſamkeit verdoppelt hatten, ſich Niemand mehr dem gefährlichen Wagniß unterziehen. Allnächtlich ließ Starhemberg vom Stephansthurm Racketen, wie feurige Seufzer der bedrängten Stadt, aufſteigen, die dem Chriſten-

heere die Noth derſelben künden ſollten. Allnächtlich harrte er auf das längſt verabredete Zeichen, daß von der Spitze des Kahlenberges ſich eine gleiche Anzahl ſolcher Lichtpuncte erheben, und ihm eine Freudenbothſchaft der gegenwärtigen Rettung ſeyn ſollten; —[13]) Tag an Tag, Nacht an Nacht verging, das Feuerzeichen erhob ſich nicht, die Stadt ſah ihrem Untergang entgegen, und es fand ſich nicht einmahl ein entſchloßner Menſch, der es gewagt hätte, dieſe bedrängte Lage dem befreundeten Heere kund zu thun. Katharine wußte das Alles durch den Biſchof, der bey ſeinen Beſuchen in den Spitälern das bey den Urſulinerinnen ſelten vergaß, und dort im Geſpräche mit dem unſchuldigen Kinde, deſſen unbefangner Geiſt jedes Verhältniß klar und richtig auffaßte, eine Art von Erhohlung, und in ihrem geſunden Urtheil manchen nützlichen Fingerzeig fand. Katharine ihrerſeits war dem frommen Greiſe mit kindlichem Vertrauen ergeben, und hatte ihm bereits ihre Gedanken über die Wahl ihres künftigen Berufs eröffnet, den er — vorausgeſetzt, daß ihr Bund mit Sandor nicht Statt haben könne und ihre Mutter einwillige, höchlich billigte.

In den letzten Tagen des Auguſt hatte man

unter andern Kranken eine ansehnliche Frau griechischer Religion von mittlern Jahren gebracht, die durch das Zerplatzen einer eingeworfenen Bombe in ihrem Hause bedeutend beschädigt worden war. Katharine, der die rasche entschloßne Frau in ihrem ganzen Wesen gefiel, pflegte ihrer mit erhöhter Sorgfalt. Den andern Morgen rief man sie zur Pforte, weil ein Mann in der Uniform des Frankischen Freykorps da sey, um Nachricht von dem Befinden der griechischen Frau einzuziehn. Katharine trat ins kleine Pfortenzimmerchen, und fand ihren frühern Bekannten, Herrn Kolschützky, der ebenfalls erstaunt und erfreut war, in der Pflegerinn seiner Schwester — denn das war jene Verwundete, — des unvergeßlichen Zriny's Schwägerinn zu finden.

Gar mancherley, doch meist schmerzhafte Gefühle bewegten Katharinen bey Kolschützky's Anblick. Zriny's, ihrer Schwester Schicksal, die Erinnerung an jenen Tag der entsetzlichen Flucht, an Sandors Wiedersehn, alles stürmte auf ihr Herz und statt eines Willkomms brach sie in Weinen aus. Kolschützky verstand sie. Er wartete, bis ihre erste Bewegung vorüber war, und sie faßte sich, so schnell sie konnte, um ihn in

keine ungegründete Angſt um ſeine Schweſter zu ſetzen. Dieſer ging es bedeutend beſſer, und Katharine konnte ihm die Verſicherung geben, daß ſie in wenigen Tagen das Spital verlaſſen, und zu Hauſe ihre vollſtändige Heilung würde abwarten können. Kolſchützky dankte der hülfreichen Pflegerinn mit warmer Empfindung, dann verbreitete ſich ſchnell das Geſpräch auf Zriny, auf ihre Schweſter, auf die bedrängte Lage der Stadt. Von beyden erſten wußte Kolſchützky ihr durchaus nichts zu ſagen, da jede Gemeinſchaft mit den Umgebungen und dadurch mit allen fernern Gegenden abgeſchnitten war. Da fuhr ein ſchneller Gedanke durch Katharinens Seele. Sie wußte genug von Kolſchützky, um ihm die erforderliche Geſchicklichkeit und Entſchloſſenheit zuzutrauen, eine verläßliche Nachricht ins chriſtliche Lager und von da zurück zu bringen. Konnte es irgend Jemand verrichten, ſo war dieß Kolſchützky; aber ob er wolle? die große Frage. Indeſſen unternahm ſie es, dem Freunde ihres Schwagers, der dieſen früher zu manchem gefahrvollen Geſchäft gebraucht, den Gedanken nahe zu legen, daß er zum Beſten der Stadt, die er aus freyer Wahl zu ſeinem Aufenthaltsorte gewählt, und der er wäh-

rend der Belagerung ſchon manchen erheblichen Dienſt geleiſtet, etwas ähnliches wagen könnte. Kolſchützky ſah ſie forſchend an. Iſt es euer Wunſch, mein Fräulein, daß ich Kundſchaft über die Donau bringe? ſagte er.

Es iſt mein Wunſch, Herr Kolſchützky, erwiederte Katharine, wie es der jedes unſerer bedrängten Mitbürger iſt. Es wäre, ich weiß das von ſehr guter Hand, es wäre von der größten Wichtigkeit, wenn der Commandirende einen entſchloſſenen und verläßlichen Mann fände, der es übernähme, dem Herzog von Lothringen eine wahre Schilderung der Lage der Stadt zu bringen, und ihm hinwieder eine ſichere Weiſung, bis in wie viel Tagen er auf den Entſatz rechnen könne. Das weiß ich, Herr Kolſchützky, und ich glaube in euch den Mann zu kennen, der, wie gar Niemand anders, zu dieſem Geſchäfte tauglich wäre.

Kolſchützky lächelte beyfällig: Euer Vertrauen ehrt mich, mein Fräulein, und ich hätte Luſt, es zu verdienen. Daß ich mich nicht früher zu ſolchen Aufträgen bey dem Herrn Stadtcommandanten gemeldet, war die Urſache, weil ich an meinem jetzigen Poſten als Lieutenant des Freykorps ebenfalls nicht unnützlich, ja bey

mancher Gelegenheit nothwendig zu seyn geglaubt habe. Meint ihr aber, daß ich durch Übernehmung eines solchen Auftrags meinem erwählten und theuren Vaterland Österreich noch nützlicher seyn könnte, so will ich gern dem Herrn Commandirenden meine geringen Dienste anbiethen.

Wollt ihr das? rief Katharine freudig: O ihr werdet euch unsterbliches Verdienst erwerben, und — sie stockte; denn in demselben Augenblicke stand die Möglichkeit, durch diesen Weg vielleicht auch Nachricht von Sandor, ob er lebe und gesund sey, zu erhalten, ergreifend vor ihrer Seele —

Was wollt ihr sonst noch, mein Fräulein? Sagt! Ich bin bereit zu thun, was in meinen Kräften steht.

Katharine bedachte sich einen Moment. Schüchternheit und Liebe kämpften in ihrer Brust. Endlich sagte sie, mit Purpur übergossen, und ohne den Muth zu haben, Kolschützky anzusehen: Ein Verwandter unseres Hauses, ein Herr von Szalatinsky, dient in der Pohlnischen Armee und ist Rittmeister unter des Königs Leibregiment. Er war als Courier hier, den Tag, ehe die Feinde kamen. Ob er glücklich über die Do-

nau entkommen, ob er im Hauptquartier des Herzogs von Lothringen oder bey ſeinem Könige iſt, oder was ſonſt mit ihm geſchehen ſey? — ihre Thränen brachen in dem Augenblicke wieder hervor und hinderten ſie eine Minute am Sprechen — wäre meiner Mutter und mir zu wiſſen, ſehr werth. Wenn es euch nun möglich wäre, Herr Kolſchützky, dieſen Offizier oder wenigſtens Nachricht von ihm zu finden —

Warum habt ihr mir das nicht zuerſt geſagt, mein Fräulein? rief der treue Menſch lebhaft aus: Ich kann Euch einen Dienſt leiſten? O ich gehe ſicher über die Donau! Es iſt ſo gut, als wäre ich ſchon drüben. Euch will ich dienen; denn ich betrachte mich als von meinem theuren unglücklichen Herrn auf euch vererbt. Ihr ſeyd ſeine nächſte Verwandte hier. Ihr habt ein Recht auf mich, und was ich dem unvergeßlichen, letzten Sprößling des Zrinyſchen Hauſes, leider, nicht mehr leiſten kann, das ſey euch, und durch euch ihm geleiſtet! Bey dieſen Worten ſtreckte er Katharinen die Rechte hin, die dieſe, tief gerührt und in lautes Weinen ausbrechend, ergriff und herzlich drückte. Auch Kolſchützky fuhr mit dem Finger über die Augen, und beyde ſchwiegen durch einige Momente, die

dem Andenken des unglücklichen Hauſes Zriny geweiht waren. Dann ſagte er: Laßt uns einander nicht unnöthig erweichen, mein Fräulein! Schwere Stunden werden kommen, und es braucht jeder ſeine Kraft. Nehmt nochmahls meine Verſicherung, daß ich alles thun werde, was ich vermag, um euren Wunſch zu erfüllen, und nun lebt wohl! Ich muß fort, denn die Stunde zur Parole iſt da. — Katharine faßte ſich, ſie verabredete noch mit wenigen Worten das Nöthige, wo Kolſchützky zu treffen, und wohin er zu beſtellen ſeyn würde. Dann ſchied er, nachdem er ihr nochmahl für die Treue, die ſie ſeiner Schweſter erwieſen, herzlich gedankt hatte.

Kurz darauf, nachdem Kolſchützky das Kloſter verlaſſen hatte, kam der Biſchof. Katharine ſagte ihm, daß ſie etwas wichtiges insgeheim mit ihm zu ſprechen habe; ſie führte ihn, nachdem er ſeiner Gewohnheit nach die Runde bey den gefährlichſten Kranken gemacht, jenen Troſt zugeſprochen, mit dieſen gebethet hatte, in ein Zimmer der würdigen Frau, und eröffnete ihm dort mit der nöthigen Vorſicht, um Kolſchützky durch die frühern Dienſte, die er dem Zrinyſchen Hauſe geleiſtet, nicht zu compromittiren, daß ſie einen Mann zufällig wieder geſehn habe,

der ihr früher manchmahl Briefe an ihre Schwester nach Paris besorgt, und der vermöge seiner Kenntniß der türkischen Sprache und Sitten, vermöge seines Muths und anderer persönlichen Eigenschaften ganz gemacht schiene, sich zu dem gefährlichen Amte eines Kundschafters gebrauchen zu lassen, daß sie deßhalb mit ihm gesprochen, ihn geneigt gefunden habe, das Wagstück zu unternehmen, und daß er bereit sey, die Befehle des Commandirenden deßwegen zu empfangen.

Mein Fräulein! rief der Bischof erstaunt: Das habt ihr zuwege gebracht? Nun wofür wird euch diese Stadt und eure Mitbürger noch zu danken haben?

Ach, hochwürdigster Bischof! erwiederte sie: Rechnet mir einen zufälligen Dienst, den ich ohne die geringste Anstrengung leisten konnte, nur nicht hoch an! Rechnet ihn vielmehr dem braven Kolschützky an, der ein fremdes Land zu seinem Vaterland gemacht hat, und ihm Leib und Leben weiht!

Ich weiß, ich weiß, antwortete Graf Collonits: Ich kenne den muthigen klugen Mann. Er ist Lieutenant im Frankischen Corps und hat uns auf den Basteyen und bey Ausfällen die

nützlichsten Dienste geleistet. Wo es galt, etwas Kühnes mit Umsicht und Beharrlichkeit auszuführen, war Lieutenant Kolschützky der Mann dazu. Nun, ich gehe sogleich zu Starhemberg und werde ihn mit der ganzen Stadt euch hoch verpflichtet machen. Gott segne euch, mein Fräulein! Gott vergelte euch, was ihr euren Mitbürgern thut, an eurem und eures Freundes Wohl!

Katharinen schlug das Herz. Sie dachte an den zweyten Theil ihres Auftrags an Kolschützky. Sie sagte es dem Bischof, daß sie ihn bey dieser Gelegenheit ersucht, wenn es möglich wäre, sich um Nachricht von ihrem Vetter zu erkundigen. Der Bischof sah sie gerührt an. Gutes Kind! sagte er, indem er die Hand auf ihr Haupt legte und wie in frommer Entzückung zum Himmel aufblickte: Unser Vater da oben wird euch nicht verlassen! Ich bin ein alter Mann, ich habe viel erfahren, und an der Schwelle des Grabes ist uns zuweilen eine Ahnung der Zukunft gegönnt. Ihr werdet euren Freund gesund und glücklich wieder finden. Gott wird euch vereinigen, er wird den Pfad ebenen, den ihr zu wallen habt, und dann, fügte er hinzu, indem er gleichsam auf die Erde niedergekehrt, Katharinen lächelnd ansah — dann gönnt mir die Freu-

de, eure Hand in die seine zu legen. Ihr gehört ja ohnedieß in meinen Sprengel. Mit diesen Worten reichte er ihr die Hand, die sie mit kindlicher Rührung küßte, und entfernte sich, um zum Commandirenden zu eilen.

Eine süße Beruhigung war durch des frommen Mannes prophetische Rede in Katharinens Herz gedrungen, und sie ging mit leichterem Muth an ihr Geschäft.

Kolschützky empfing noch denselben Tag seine Befehle vom Commandirenden und einen Brief an den Herzog von Lothringen, worin demselben die dringende Noth der Stadt vorgestellt, und ihm gezeigt wurde, daß es kaum möglich seyn würde, sich noch vierzehn Tage zu halten.

Noch spät denselben Abend um zehn Uhr bey trübem regnichten Himmel, der durch seine Dunkelheit Kolschützky's Vorhaben bessern Schutz versprach, machte dieser sammt seinem Diener, der ebenfalls das Türkische fertig sprach, in der Kleidung dieses Volks sich auf den Weg. [14]) Er wurde aus dem Schottenthor entlassen, ging durch die Währingergasse ins Freye hinaus, und dachte das Türkische Lager in der Nacht zu durchschreiten. Aber immer dichter zogen sich die Wolken zusammen, und endlich stürzte ein heftiger

Regenguß herab, der ihn zwang, unter den Ruinen eines zerstörten Hauses Zuflucht zu suchen. Hier erwartete er das Morgenroth, dessen erste Strahlen ihm die zahllosen Gezelte der Türken zeigten, welche die ganze Gegend, so weit sein Auge reichte, bedeckten. Ein türkisches Lied summend, ging er wie sorglos durch die Reihen der Zeltgassen; aber er verirrte sich in ihren labyrinthischen Gängen, und sah sich, wenn er dem Ausgang nahe zu seyn glaubte, wieder beynahe auf dem alten Punct. Das machte ihn stutzen, aber es schlug seinen Muth nicht nieder, und mit ganz zuversichtlicher Ruhe nahm er die Einladung eines Aga an, der aus seinem Gezelt tretend, wie er den vom Regen der vorigen Nacht durchnäßten Landsmann sah, ihn zum Frühstück einlud. Hier fand er denn auch die Gelegenheit, sich um den Ausgang aus dem Lager und die Richtung zu erkundigen, die man nehmen mußte, um an den Fluß zu gelangen, und das Glück, womit er diesen Aga zu täuschen, und, was er zu wissen nöthig hatte, ihm zu entlocken wußte, hob seinen Muth noch mehr und gab ihm feste Zuversicht des glücklichen Erfolges.

Durch einen Umweg über das Gebirg, den er sich, um keinen Verdacht zu erregen, gefallen

laſſen mußte, gelangte er zwiſchen Kloſterneuburg und Nußdorf ans Donauufer. Die Sonne hatte ſich indeß vollkommen über den Horizont erhoben. Ein goldner Schein übergoß die Gegend, die reiche Landſchaft, und den prächtigen Strom, der von tauſend Funken überflimmert majeſtätiſch dahin rollte. Hinter ihm lag die bedrohte unglückliche Stadt, hinter ihm die Gezelte der Ungläubigen, die ſeinem Vaterlande Verderben drohten. Ein ruhiger mit allen Reizen der friedlichen Natur geſchmückter Schauplatz that ſich vor ihm auf. Der Morgengeſang unzähliger Vögel ſtieg aus den waldichten Inſeln empor; die Sonne trank den Regen der vorigen Nacht von den Feldern und Wieſen, der in leichten Nebeldüften emporſtieg. Jenſeits des Stromes in der Fläche des weitausgedehnten Marchfeldes lagen friedliche Dörfer, er konnte die Landleute erkennen, wie ſie mit Pflug und Egge aufs Feld zogen, um die weit gedehnten Kornbreiten zu bearbeiten. Dort war Stille, Wohlſtand, während neben und hinter ihm der Krieg mit allen ſeinen Schrecken wüthete; denn auch Kloſterneuburg war von den Türken belagert, und nur durch die entſchloßne Vertheidigung, die ein Layenbruder, Marcellin Ortner,

nachdem die übrigen Geiſtlichen ſich geflüchtet, darin angeordnet hatte, erhalten worden. [15])

Jetzt erblickte er ganz nahe auf einer großen Inſel, die, mit Erlen und Eſpenholz dicht bewachſen, einen ziemlich ſichern Zufluchtsort abgeben konnte, einige chriſtliche Weiber. Sie wuſchen am ſchattigen Ufer im Fluße, der vom Wiederſchein der Bäume begrünt dahin floß. Er rief ihnen zu; der Türkiſche Anzug erſchreckte ſie. Schreyend liefen ſie ins Gebüſch, und ſogleich erſchienen einige Männer mit Feuergewehren, und drückten ſie gegen Kolſchützky los. Er wich klüglich dieſem erſten Angriff aus; dann rief er den Männern auf Deutſch zu, er ſey ein Chriſt, er wünſche ins Chriſtenlager geführt zu werden, und bäthe ſie, ihn überzuſetzen. Man winkte ihm, ſich zu gedulden. Ein ältlicher Mann trat vor und wechſelte einige Worte mit Kolſchützky, der ſich auf ſeinen Paß, vom General Capliers ausgefertigt, berief. Der Mann hieß ihn einen Augenblick warten, ging in die Büſche zurück und kam ſogleich mit einem Jüngling von edlem Anſehen wieder, den der umgeworfne Reitermantel und die Mütze als einen Offizier bezeichneten. Dieſer bedeutete Kolſchützky nun, daß er weiter oberhalb über das Ufer

an den Fluß hinab steigen solle, wo ihn ein Fischerkahn aufnehmen und hinüber bringen würde. Kolschützky gehorchte, und stand in kurzer Zeit vor dem Offizier, der den vorgezeigten Paß genau untersuchte, und noch einige scharfe Fragen an den vermeinten Türken that. Kolschützky nannte sich nun, und dem Offizier schien eine dämmernde Erinnerung vorzuschweben. Er besann sich einen Augenblick, dann winkte er ihm, und führte ihn ein Paar Schritte abseits von dem Richter und den Einwohnern von Nußdorf — denn das war der ältliche Mann, und die übrigen Schützen gewesen, die sich bey der Zerstörung ihres Dorfes durch die Ungläubigen hinter den Fluthen ihres heimischen Stroms auf eine Insel geborgen hatten

Ihr heißt Kolschützky? fragte der Offizier: Seyd ihr derselbe, der ein Haus in der Leopoldstadt hat?

Hatte, gnädiger Herr! erwiederte der Raize: Die Türken haben es mit der ganzen Vorstadt niedergebrennt.

Habt ihr Bekanntschaft in der Stadt selbst? fuhr der Offizier fort.

Viele, antwortete Kolschützky: Ich lebe seit mehreren Jahren in Wien.

Kanntet ihr den Grafen Zrini, den Kammerherrn?

O ja, seht wohl, seufzte Kolschützky, und in dem Augenblick heftete auch er die Augen forschend auf den Offizier und sagte: Vergebt, gnädiger Herr! Ihr dient wohl nicht in der Österreichischen Armee?

Warum? erwiederte dieser rasch: Ich bin ein Unterthan des Kaisers, ein Ungar.

Ganz wohl, aber das sind keine Österreichischen Feldzeichen, antwortete der Grieche, indem er auf die Unterkleider der Uniform, die der Offizier unter dem Mantel an hatte, und auf die Mütze wies.

Das ist die Uniform des Pohlnischen Leibregiments. Ich diene dem König Sobiesky, sagte der Fremde.

Und ihr heißt — Herr von Szalatinsky? rief Kolschützky freudig — und eure Tante und Muhme leben in Wien — —

Eine Purpurgluth überströmte des Jünglings etwas blasses Antlitz. Heftig überrascht wollte er schnell antworten; doch faßte er sich im nächsten Augenblick und sagte gelassener: Allerdings. Ich habe eine Tante in Wien, meiner Mutter Schwester, Frau von Volkersdorf.

Sie wohnt in der Himmelpfortgasse? rief Kolschützky.

Ganz recht. Wie geht es ihr und den Ihrigen, rief der Jüngling lebhaft ergriffen.

Sehr wohl, erwiederte Kolschützky, der ebenfalls freudig den neuen Bekannten betrachtete: Es geht ihnen so gut, wie es bey der Lage der Stadt nur möglich ist. Ach eure Cousine, gnädiger Herr! ist ein Engel. Szalatinsky erröthete aufs Neue, und Kolschützky errieth nun leicht den ganzen Zusammenhang. Er erzählte also dem Uhlanen, der nicht genug fragen konnte, alles, was er von Katharinen wußte, wie sie als ein Engel der Barmherzigkeit in dem Spital waltete, wie sie seine Schwester gepflegt, wie er sich endlich aus Dankbarkeit gegen sie bestimmt hatte, die gefahrvolle Sendung zu übernehmen, und welche Aufträge sie ihm an ihren Cousin mitgegeben. Szalatinsky war außer sich vor Freuden, er würde den Griechen umarmt haben, wenn die Gegenwart fremder Zeugen ihn nicht abgehalten hätte. Nachdem er sich also zur Genüge nach allem erkundigt, und Kolschützky in der Freude seines Herzens ohne Rückhalt in dasselbe hatte blicken lassen, führte er ihn wieder zu den Leuten aus Nußdorf zurück, und

befahl ihnen, einen Kahn zu bereiten, mittelſt welchem ſie den Kundſchafter und ihn ſelbſt hinüber ans andere Land bringen ſollten, weil er, der Rittmeiſter, größerer Sicherheit wegen es nöthig finde, ihn ſelbſt zu dem Herzog zu führen.

Im Kahne erzählte nun auch Szalatinsky dem neuen Bekannten, daß er bedeutend verwundet geweſen, ohne jedoch zu ſagen wie? indem er es zweifelhaft ließ, ob es in einer Affaire geſchehen oder nicht; daß er deßhalb im Lager des Herzogs zurückbleiben, und ſeinem König nicht habe entgegen eilen können, wie er es gewünſcht; daß ihm der Herzog, der viele Gnade und Rückſicht für ihn gehabt, darum jetzt einen weniger beſchwerlichen Poſten angewieſen, wo er in Ruhe und bey leichtem Dienſte ſich ganz habe erhohlen können, und daß er hoffe, wenn ſein Regiment und ſein König nun, wie man ſicher wußte, binnen wenigen Tagen in Krems eintreffen werde, ſich ihm ſogleich vorſtellen, ſeine Waffen wie ſonſt führen, und thätig bey der Befreyung der Stadt mitwirken zu können.

Kolſchützky ſeinerſeits machte dem Offizier eine traurige Schilderung von dem Zuſtand der Stadt, von dem einreiſſenden Mangel, von

dem Verluſt an Leuten, den Krankheiten, und erfüllte Szalatinsky's Herz mit trüben Beſorgniſſen um das Allgemeine ſowohl als um Katharinens Wohl, wenn die Anſteckung auch in den Krankenſälen, die ſie zu bedienen hatte, einreiſſen und ſie ſelbſt ergreifen könnte. Kolſchützky ſagte ihm, was ſich mit Vernunft zur Beruhigung darüber ſagen ließ, von des Biſchofs väterlicher Sorgfalt für das fromme Fräulein, von der höchſten Reinlichkeit und Achtſamkeit, die von den guten Kloſterfrauen beobachtet werden, und erfuhr, was ihn ungemein freute, den troſtvollen Stand der auswärtigen Angelegenheiten, nähmlich, daß bereits geſtern die Kanonen von Mölk, das ſein Prälat heldenmüthig vertheidigte, bis gegen Kloſterneuburg herab die Ankunft des Bayerſchen Contingents, das auf dem Waſſer angelangt, verkündet habe, daß der Herzog den Tökölh zweymahl bedeutend geſchlagen, daß Preßburg erobert ſey, und die Sachen der Chriſtenheit ſich nun zu einem glorwürdigen Ende zu neigen begännen; denn in wenig Tagen würde der König von Pohlen erwartet, die deutſchen Hülfsvölker ſeyen ſchon vollſtändig verſammelt,

und der Entſatz Wiens würde dann ſogleich mit Anſtrengung aller Kräfte bewirkt werden.

So unterredeten ſich die beyden Männer während ihrer Überfahrt. Am andern Ufer angekommen, ſtellte Szalatinsky ſeinen Schutzbefohlenen dem General Häußler vor, und dieſer ſandte ihn ſammt ſeinem Diener, nachdem er ſeine Päſſe und Briefſchaften unterſucht, unter des Rittmeiſters Begleitung und mit Pferden verſehen, um ihre Reiſe zu beſchleunigen, zum Herzog von Lothringen, deſſen Hauptquartier zwiſchen Angern und Stillfried an der March auf jenem Boden ſtand, den ſchon mehrere hundert Jahre früher Kaiſer Rudolphs Kämpfe mit dem Böhmen-König Ottokar berühmt gemacht hatten.

Seines Begleiters Anſehn verſchaffte Kolſchützky überall eine günſtige Aufnahme, noch ehe man aus der Wichtigkeit ſeiner Sendung die Größe der Verpflichtung, welche das Chriſtenheer ihm ſelbſt hatte, erkannte. Der Herzog unterhielt ſich lange in Geheim mit ihm, nachdem er Starhembergs eigenhändiges Schreiben mit tiefer Rührung geleſen hatte. Kolſchützky mußte widerhohlen, was er ſchon dem Rittmeiſter geſagt hatte. Der Herzog empfand

das tiefſte Bedauern mit den Bedrängniſſen der Reſidenz und der Chriſtenheit; aber er verhieß eben ſo ſicher, daß in wenig Tagen auf eine herrliche Art dieſe Leiden alle in Freuden und Jubel verkehrt werden ſollten. Er beſtätigte Alles, was Szalatinsky dem Griechen erzählt, und fügte noch beruhigende Details hinzu, hieß Kolſchützky ſich dann mit Speiß und Trank erquicken, und bereitete die Antwort an den Commandirenden, die er ſelbſt aufſetzte und Kolſchützky übergab.

Während dieß im chriſtlichen Lager vorging, harrte man in Wien nicht ohne große Beängſtigung der Rückkehr des ausgeſandten Kundſchafters. Starhemberg hatte ſeine ganze Hoffnung darauf geſetzt: Er kannte die Lage der Stadt, er wußte beſtimmt, daß ſie ſich nicht mehr als höchſtens acht bis zehn Tage halten konnte, und dann, wenn der Entſatz länger zögerte, unwiederbringlich verloren ſey. Sein Geiſt hielt ſich mit Mühe unter der Laſt aller dieſer Sorgen aufrecht, und doch waren es ſeine Mienen, auf welche die Menge zwiſchen Furcht und Hoffnung blickte, wenn man ihn gewahrte, um aus denſelben ſich das muthmaßliche eigne Schickſal abzunehmen. Er durfte alſo kaum den Kummer

zeigen, der ihn drückte; aber wenn er einſam auf der Höhe des Stephansthurms ſaß, unter ihm ſich die Häuſermaſſe ausbreitete, deren Geſchick ſeiner Kraft und ſeinem Muth vertraut war, wenn er die wachſende Noth der Einwohner, die ſtete Verringerung der wehrhaften Mannſchaft in dem kleinen eng umſchloſſenen Umkreis der Wälle bedachte, und außen herum das weit verbreitete Lager der Feinde, die zahlloſen Schaaren, die in demſelben wimmelten, die Möglichkeit, daß ihnen täglich Zuwachs an Macht kommen könne, die dann das Verderben der Stadt herbeyführen mußte, wenn er die Zerſtörung anſah, die ihre Minen wie ihr Geſchütz an den Wällen verurſacht, und dann weiter hinüber blickte auf die unabſehlich gedehnten Flächen des Marchfelds, woher Rettung kommen konnte, kommen ſollte, und ſich immer noch nichts zu regen ſchien: dann glaubte er oft das Maaß aller dieſer beängſtigenden Gedanken nicht ertragen zu können, dann ſtiegen wieder Nachts die Feuerzeichen am dunkeln Himmel empor, den fernen Freunden die Noth der Stadt kündend; aber kein antwortendes Zeichen erſchien, und alles blieb drüben ſtill, wie bisher.

So vergingen noch zwey Tage. Am Mor-

gen des dritten vernahm die Wache an den Pallisaden des Schottenthors das verabredete Zeichen. Es war Kolschützky, der glücklich, aber eben so, wie drey Tage früher bey seinem Abgang, von einem tüchtigen Herbstregen durchnäßt, mit seinem Diener an den Umkreis der innern Stadt angelangt, und allem Verdacht, wie aller zufälligen Gefahr unter den Ungläubigen klug und muthig entgangen war. Sogleich ließ man ihn beym Schottenthor durch das kleine Pförtchen herein. Sein erster Weg, noch ehe er sich erlaubte sich umzukleiden, war zum Commandirenden, der ihn mit rege gespannter Seele erwartet hatte, und dem man des Herzogs Brief alsogleich überbrachte. Schnell durchflog ihn Starhemberg. Er enthielt die bündigsten Versicherungen naher und vollständiger Rettung, er meldete die Siege, welche das christliche Heer an andern Orten über den Erbfeind und seine Verbündeten erhalten; aber er sprach auch deutlich aus, daß noch mehrere Tage vergehn würden, ehe die Verbindung des Pohlnischen und Deutschen Heeres bewerkstelligt, die Brücke bey Tuln geschlagen seyn, und der Übergang über den Strom würde Statt haben können.

Noch mehrere Tage! rief Starhemberg: Und wir ſtehn am Äußerſten! — Nun Muth! Gott, der ſo weit geholfen, wird uns jetzt nicht verlaſſen, und über dieſe angſtvolle Zeit hinüber helfen.

Er ließ darauf Kolſchützky eintreten, dankte ihm perſönlich mit lebhafter Rührung für das, was er aus Liebe zu dem ſelbſtgewählten Vaterland gewagt, und ließ ſich von ihm den ganzen Gang ſeiner Miſſion, und was er ſowohl im Türkiſchen Lager beobachtet, als im chriſtlichen hatte vernehmen können, umſtändlich erzählen. Kolſchützky that es, und Starhemberg erkannte mit Vergnügen, daß er einen Mann vor ſich habe, deſſen aufgewecktem Geiſt nicht leicht etwas Bemerkenswerthes entging, ſo wie er in Beurtheilung und Kenntniß militäriſcher Bewegungen nicht unbewandert ſchien. Zufrieden entließ ihn Starhemberg, und Kolſchützky eilte nun, ſobald er Kleider gewechſelt, und ſein Türkiſches Gewand mit der Uniform vertauſcht hatte, ins Kloſter, wo er zwey um ihn beſorgte Seelen, die kranke Schweſter und Katharinen, zu beruhigen hatte.

Man rief dieſe hinaus, wie er kam. Ein Freudenſtrahl ging in ihrer Seele auf; ſie eilte

auf den Gang, Kolschützky's Gesicht verkündete ihr schon von Weitem Gutes, und sein erstes Wort war: Herr von Szalatinsky läßt Euch grüßen!

So gefaßt sich Katharine überhaupt gewähnt hatte, so bewies doch der jetzige Augenblick, welche tiefe Bewegung in ihrer Seele gewesen war. Kolschützkys Worte hatten sie so erschüttert, daß sie schwankte, und sich nach einer Bank umsah, auf welcher sie sich niederließ, ohne sprechen, ohne etwas anders denken zu können, als ihr Glück.

Er lebt! sagte sie nach einer Weile mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichteten Augen: Er lebt! — Sie blieb wieder einige Secunden still, während welchen ihr Dankgebeth zu Gott emporstieg. Dann erhob sie sich, ging auf Kolschützky zu, und sagte: Wie danke ich euch, treuer, guter Herr Kolschützky, für eure Bothschaft! — Aber — fragte sie, und ihr Blick heftete sich ängstlich auf seine Züge: Aber — wie lebt er? Ist er auch gesund?

Recht gesund und heiter, erwiederte dieser, nur noch ein Bißchen bleich von seiner Wunde.

Gewiß? Gewiß? fragte Katharine besorgt: Täuscht ihr mich auch nicht, Herr Kolschützky,

um mich zu beruhigen? Er soll schwer verwundet gewesen seyn.

„Das glaub' ich selbst; denn er schont den linken Arm noch sehr. Doch kann ich euch versichern, daß er vollkommen wohl ist, und sich vornimmt, nächster Tage mit dem rechten beym Entsatz Wiens kräftig in die Türken einzuhauen, und dann zu euch und eurer Mutter zu eilen. Indeß sendet er euch diesen Brief.“ — Ein leiser Freudenschrey entfuhr Katharinens Lippen, als sie auf dem Brief Sandors Schriftzüge erblickte, und nun kein Zweifel an seinem Wohlbefinden mehr in ihrer Brust blieb.

Er will kommen? rief sie freudig: Ich werde ihn wiedersehn! O mein Gott! — Doch gleich darauf, wie sie bedachte, was noch vorgehn müsse, ehe ein Streiter des christlichen Heeres seine Lieben in der belagerten Stadt sehen könnte, seufzte sie: Ach wann und wie wird das seyn können!

Recht bald, erwiederte Kolschützky; und hierauf erzählte er ihr alles, was er im Christenlager zur Bestätigung der gehofften Rettung gesehn, und Katharine beurtheilen konnte. Dann aber schilderte er ihr die Abentheuer seiner gefährlichen Reise, sein Zusammentreffen

mit dem Mann, den er vielleicht ohne dieß glückliche Ungefähr ſchwerlich in der großen Armee gefunden haben würde, und erfüllte Katharinen mit der ſüßeſten Hoffnung und jener ſtillen Freude, deren Bewußtſeyn innig beglückt, die ſich im demüthigen Dank gegen Gott, und in frommer Liebe zu den Nebenmenſchen ausſpricht, ohne in laute oder ſtürmiſche Bewegungen auszubrechen.

Noch während ſie ſprachen, erſchien Graf Collonits um ſeine gewöhnliche Stunde, die Kranken zu beſuchen. Katharine ſtellte ihm den braven Kundſchafter vor. Auch hier mußte Kolſchützky ſeinen Rapport abſtatten. Er that es aber wieder auf eine dritte Art; denn er wußte wohl, daß dem Biſchof manches wichtig ſeyn konnte, was Starhemberg nicht berückſichtigen durfte, und was Katharinen durchaus nicht anging. Nachdem er alſo alles gemeldet, was auf die baldige Errettung der Stadt Bezug hatte, machte er den Biſchof auf eine ſehr groſſe Menge gefangener Chriſtenkinder aufmerkſam, die er im Türkiſchen Lager zum Theil in ſehr elenden Umſtänden gefunden, und welche die Ungläubigen bey ihren Verheerungen in Dörfern und Städten mitgeſchleppt, um ſie zur Sclas

verey und zum Islamismus zu erziehen. Aus den Armen ihrer Ältern, ihrer Freunde gerissen, ohne Aufsicht, ohne hinlängliche Kleidung, der Noth, der gänzlichsten Verlassenheit Preis gegeben, habe er, Kolschützky, grosse Haufen dieser erbarmenswürdigen Opfer in den Gassen des Türkischen Lagers herum irren und um Brod betteln gesehn, und es sey zu berechnen, daß diejenigen, die diesem gegenwärtigen Elende nicht erliegen, da sie keine andere Anleitung erwarten dürften, sicher dem Schooß der Christlichen Kirche entzogen und zum Mohamedanischen Glauben gebracht werden würden.

Collonits schauderte, wie er diese Schilderung hörte. In seinem Herzen erhob sich auf der Stelle der Entschluß, der Retter dieser verlassenen Unschuldigen zu werden; aber noch sah er kein Mittel dazu, so lange die Feinde im Besitz der Umgebungen der Stadt und ihres Lagers waren. Doch hoffte er nach Kolschützkys einleuchtenden Angaben selbst jetzt zuversichtlich auf baldigen Entsatz, und gelobte sich, daß jene armen Kleinen der erste Gegenstand seiner Sorge seyn sollten.

Kolschützky's Unternehmen, dessen Erfolg sich bald wie ein Lauffeuer durch die beängstete

Stadt ausbreitete, hatte neuen Muth und heitere Zuversicht in die Gemüther der Wiener geströmt. Entschlossener trugen sie ihre Lasten, und blickten gefaßt über den düstern gegenwärtigen Augenblick auf eine nahe Erlösung hin. Denn so ist der Mensch, dem auch das Schwerste erträglich wird, wenn er auf kurze Dauer desselben rechnen darf, und dem die Unabsehlichkeit einer unbequemen Lage zur herbsten Qual wird. Aber Kolschützky hatte von Szalatinsky noch eine Neuigkeit erfahren, die sein eignes Gemüth tief erschütterte, und von der er nicht sogleich wußte, ob sie auch geeignet wäre, Katharinen mitgetheilt zu werden. Zum mindsten wollte er durch ihren trüben Gehalt ihr die reine Freude des ersten Augenblicks nicht verkümmern; er verschwieg also, was er erfahren, und versparte auf einen zweyten Besuch im Kloster die wenig erfreuliche Kunde.

Dieß war die Nachricht von Zrinyi's mitleidswerthem Zustande, und Ludmillens Aufenthalt bey ihm. Kolschützky hatte sich mit gehöriger Umsicht bey Szalatinsky zuerst im allgemeinen nach des Kammerherrn Graf Zrinyi's Geschick erkundigt; denn dieser Nahme war es ja gewesen, der zum ersten Anfang ihrer Bekanntschaft

gedient hatte, und Kolschützky mußte voraussetzen, daß Szalatinsky von seinem Verhältniß zu diesem Hause einigermassen unterrichtet war. Bald wurde ihm klar, daß der Vetter und zärtliche Freund des Fräulein von Volkersdorf auch der Vertraute ihrer Angelegenheiten und Geheimnisse war, und nun schien Kolschützky bey der offenen Rechtlichkeit und dem klugen Sinn, der sich in dem Betragen des jungen Mannes verkündete, kein weiterer Rückhalt nöthig, als den Zriny's Verhältnisse mit Tököly erheischten, von welchen freylich Kolschützky auf eine Art unterrichtet war, die ihm selbst hätte gefährlich werden können. Er benutzte also diese Gelegenheit, nach welcher seine Liebe zu Zriny sich längst gesehnt, um sich alle Erkundigungen zu verschaffen, die Szalatinsky nur geben konnte. Er erfuhr Zriny's Gefangenschaft auf Kuffstein, seine Geisteszerrüttung und den Entschluß seines unglücklichen Weibes, ihm in seinem Elend Gesellschaft zu leisten, und für ihn zu thun, was in ihren Kräften stand. Szalatinsky konnte ihm sogar, da er von dem Herzog von Lothringen mit Vertrauen behandelt wurde, über manches Geheime Aufschluß geben. So sagte er ihm, daß man in Zriny's Papieren die unzwei-

felhafteſten Beweiſe für ſeinen Hochverrath, und viele Spuren gefunden habe, welche zu ſtrengen Unterſuchungen über wichtige Perſonen geführt hätten, deren Treue bis dahin nie bezweifelt worden ſey, daß aber auch dieſe Papiere von den chimäriſchen Erwartungen des jungen Mannes, und von einer ſo ungemeßnen Einbildung über ſich ſelbſt und ſeine Vorzüge zeugten, daß man daraus beynahe ſchon auf eine früher begonnene Geiſtesverwirrung ſchließen ſollte. Trotz allem dem aber könne Kaiſer Leopold noch jetzt nicht ohne Wehmuth ſeines unglücklichen Lieblings denken, und ſich nicht in jenem gerechten Zorn über ihn erheben, der bey ähnlichen Gelegenheiten andere Verbrecher getroffen. Er ſorge noch ſtets für ihn, laſſe ihn alle Erleichterung genießen, die nur mit der Verſicherung ſeiner Perſon und ſeinem Zuſtande verträglich ſey, und ſchiene eine Art von Troſt darin zu finden, die letzten Tage eines Unglücklichen, den zu retten keine Macht der Erde im Stande war, ſo erträglich als möglich zu machen.

Seine letzten Tage? rief Kolſchützky beſtürzt, nachdem ihm Szalatinsky im Heerlager des Herzogs auf einem einſamen Spaziergange die obigen Nachrichten mitgetheilt hatte.

„Ja, lieber Freund! Seine letzten Tage! — Die Gewalt der frühern Leidenschaften und der jähe Sturz seines Glückes in dem Augenblicke, wo er dessen höchsten Gipfel erreicht zu haben meinte, scheint nicht allein sein Bewußtseyn zerrüttet, sondern auch zerstörend auf seinen Organismus gewirkt zu haben, den heftige Fieberanfälle und eine unselige Reizbarkeit mit wunderbarer Schnelle aufreiben.“

Armer Zriny! rief Kolschützky: Doch vielleicht ist dieses Fieber eine Wohlthat der Natur, die deine Leiden kürzen will

Das denke ich selbst, entgegnete Szalatinsky: Zu welchem Leben würde er aufgespart, wenn es der Arzneykunst, deren ganzes Vermögen sein kaiserlicher Beschützer für die Rettung des Unglücklichen aufbiethen läßt, gelänge, ihn herzustellen!

Und doch wünscht es der Kaiser? fragte Kolschützky mit weichem Ton.

„Er liebt ihn noch, und der Gedanke an seinen gänzlichen Verlust ist ihm zu schmerzlich. Alle Wochen kommen zwey Couriere von Kuffstein nach Linz, wo der Hof sich in diesem Augenblick wieder aufhält und bringen die Berichte der Ärzte; aber jeder lautet trauriger. Zriny

kann das Bett nicht mehr verlaſſen, und man gibt ihm kaum noch einige Tage.“

Weiß der Arme die Sorgfalt ſeines Monarchen um ihn? Es würde ihn freuen, ſagte Kolſchützky.

Ich weiß nicht, antwortete Szalatinsky; doch zweifle ich nicht, daß die Ärzte und vorzüglich Ludmilla auch das Kleinſte nicht auſſer Acht laſſen werden, was einem ſo geliebten Kranken zum Troſt ſeyn könnte. Aber Ludmilla iſt auch beklagenswerth. Sie erkennt nur zu wohl den körperlichen Zuſtand ihres Mannes, und neben den Martern, die ſein geiſtiger ihr unabläßig verurſacht, ſieht ſie ſeinem Tode mit jedem kommenden Morgen entgegen. Sie ſoll ſelbſt ſehr herabgekommen, und in einer Lage ſeyn, die für ihr Leben fürchten läßt. Sagt das Katharinen nicht, Herr Kolſchützky! Theilt ihr überhaupt von unſerm Geſpräch nur ſo viel mit, als ſie tragen kann! Das mögt Ihr aber ihr auch noch ſagen, weil es ſie beruhigen wird: Pater Iſidor, der ſich wirklich als ein thätiger Freund in Ludmillens größter Noth bewieſen, iſt jetzt wieder auf Kuffſtein, und ſteht der Unglücklichen mit Faſſung und geiſtlichem Zuſpruch bey.

Kolſchützky war tief bewegt durch dieß Ge-

ſpräch, und Szalatinsky, der des kräftigen Mannes Rührung mit innigem Antheile ſah, fühlte ſeine Achtung für denjenigen vermehrt, den ihm ein Zufall zugeführt und ſchnell zum Vertrauten der wichtigſten Familienangelegenheiten gemacht hatte. Er trug alſo kein Bedenken, ihn ſein Verhältniß zu Katharinen errathen zu laſſen, und gab ihm einen Brief voll der herzlichſten Liebe und der kräftigſten Verſicherungen baldigen Wiederſehens an ſie mit, den Katharine nach Kolſchützky's und des Biſchofs Entfernung ſogleich las, und wieder las, und auf ihrem Herzen verwahrte. Dieſer Brief, und was Kolſchützky ihr ſonſt noch erzählte, belebte ſie nun mit einer Freudigkeit, welche Kolſchützky bey ſeinem nächſten Beſuche die Zuverſicht gab, ihr einiges von Zriny's und ihrer Schweſter Geſchick mitzutheilen, was freylich den heitern Himmel ihrer Seele trübte, aber die frohe Zuverſicht auf Gottes Schutz und liebende Sorge für ihr Glück nicht benahm, die ſie ſchon oft und jetzt abermahls in den letztern Begebenheiten mit kindlich frohem Dank zu bemerken glaubte.

Einige Tage waren abermahls langſam und ſchwer über der bedrängten Stadt dahin gegan-

gen; aber während denſelben war endlich der langerſehnte Retter — war König Sobiesky auf Öſterreichiſchem Boden angelangt. Der Herzog von Lothringen dachte darauf, ſich mit ihm zu vereinigen. Er hob daher das Lager an der March auf und wollte ſich gegen Stockerau ziehen; aber die Türken, die wohl wußten, warum er ſeine Stellung verließ, griffen ihn wüthend an. Er ſchlug ſie zurück, und ſetzte ſeinen Weg nun unaufgehalten fort. Zu Hollabrunn fand er den König, der ihn höchſt gütig empfing, und als der Prinz die beſtehenden Formen gegen den Monarchen beobachten wollte, ihm ſcherzend ſagte: Er habe den König in Warſchau gelaſſen, und bäthe, daß der Prinz ihn als Freund und Bruder behandeln ſollte. Zugleich ſtellte er ihm ſeinen Sohn, Prinz Jakob, vor, der ſeine erſte Campagne machte, und ſagte dem Prinzen, daß er von dieſem Meiſter lernen ſollte, Krieg zu führen. [16])

Die Churfürſten von Bayern und Sachſen, welche perſönlich ihre Truppen anführten, ſo wie die übrigen kaiſerlichen Feldherren bildeten nun einen Kriegsrath, in welchem überlegt wurde, ob der Übergang bey Tulln zu bewerkſtelligen ſey, und die Armee dann den kürzern beſchwer-

lichern Weg über das Kahlenberger-Gebirge, oder den bequemern aber viel weitern Umweg über Preßburg nehmen ſollte. Viele Stimmen waren für dieſe letztere Meinung, beſonders da man mit Recht vermuthen konnte, daß Kara Muſtapha von der Bewegung des nahen Chriſtenheeres Kunde erhalten, ihm den Übergang über den Strom ſtreitig machen oder den Marſch durch ein durchſchnittnes Erdreich und über die Berge ſehr erſchweren könnte, welche dem Früherhingelangten leicht zu behaupten, dem Späterankommenden unendlich ſchwer zu erobern ſeyn würden. Aber Sobiesky kannte ſeinen Feind, und deſſen ſtolze Verblendung. Sein Feldherrnblick durchſchaute ſchnell die ganze Lage der Dinge, und er entſchied mit ſiegender Übergewalt für den Übergang bey Tulln und den kürzern Weg über's Gebirg. Ihm fielen der Churfürſt von Sachſen und der Prinz von Lothringen ſogleich bey, und es ward nun beſchloſſen, daß man auf der Stelle aufbrechen, alle Arbeiter, die zur Schlagung der Brücke nothwendig waren, auf Wagen nach dem verabredeten Punct des Donauufers ſenden, mit der Armee in Eilmärſchen folgen, und den Übergang mit ſtürmender Gewalt erzwingen wolle, ehe

der betäubte Feind ſich beſinnen und ihnen Hinderniſſe in den Weg legen könne. Dann aber wollten ſie eben ſo ſchnell die Anhöhen gewinnen, und von dort, zur Befreyung der Stadt herab eilen, da deren höchſt bedrängte Lage die ſchnellſte Hülfe zur Pflicht machte. [47])

Es war eine angenehme Überraſchung für den König, unter dem Gefolge des Prinzen von Lothringen ſeinen lange vermißten Szalatinsky zu finden, der ſich durch keine Rückſicht für ſeine Geſundheit mehr abhalten ließ, ſich ſeinem verehrten Fürſten zu Füßen zu werfen, und der mit erhöhter Freude den Beſchluß des Kriegsrathes vernahm, in welchem die Möglichkeit lag, Katharinen binnen wenigen Tagen wieder zu ſehn. Alles rüſtete ſich nun zum Aufbruch. Die Prager-Straße, das Land weit umher war mit dem herbeyeilenden Chriſtenheer bedeckt; man ſandte dem Kaiſer die Nachricht von dem kommenden Entſatz, und er ſchickte ſich an, ſich ebenfalls ſeiner Hauptſtadt zu nähern. In dieſer Stadt, die nun durch volle zwey Monathe alle Schrecken und alle begleitenden Übel einer Belagerung ausgehalten hatte, ſchien Alles auf den letzten verzweifelnden Kampf bereitet, und ein Generalſturm erwartet zu werden.

Auf den Baſteyen, in den Straßen zwiſchen dem Schotten- und Burgthor, wohin die größte Gewalt des Feindes ſich warf, wurden von zehn zu zehn Schritt einzelne Abſchnitte gemacht, mit Palliſaden und Kanonen verſehen und von wehrhafter Mannſchaft vertheidigt, wozu nebſt dem regulirten Militär ſich Bürger, Studenten und viele Freywillige erbothen. Da ſich das Holz zu dieſen Palliſaden nicht vorfand, mußten ſichs die Eigenthümer einiger Häuſer gefallen laſſen, daß dieſe abgedeckt, und die Dachſtühle zu dieſem Behuf verarbeitet wurden. Auch war ſchon im Kriegsrathe beſchloſſen, daß man die eiſernen Gitter, mit welchen nach damahliger Sitte die meiſten Fenſter der Stadt verwahrt waren, los brechen, und zu Verhacken in den Straßen aufthürmen wollte. [16])

Angſtvoll beſtieg man Thürme und hochgelegne Orte, ſchaute nach den Errettern um, und fand noch immer Alles, Alles, in der längſtgewohnten Ordnung, als plötzlich im Lager der Türken eine unruhige Bewegung entſtand. Schaaren zogen hin und wieder; Agas und andere hohe Offiziere ſprengten hin und her. Das Lager in der Leopoldſtadt wurde aufgehoben, auf dem Wienerberge ſanken die Gezelte zuſammen,

man ſah ſtarke Truppenabtheilungen ſich gegen das Gebirge ziehen, und Alles deutete auf etwas Ungewöhnliches hin. [19])

Doch während aller dieſer Bewegungen fuhren die Feinde unausgeſetzt mit Miniren und Beſchießen der Wälle fort; ſie unterhielten vor der Burg- und Löwelbaſtey ein faſt immerwährendes Feuer, und hatten bereits alle Feſtungswerke in jener Gegend einem Zuſtande von gänzlicher Zerſtörung nahe gebracht, der für die Stadt das Schrecklichſte fürchten ließ. [20])

Da ertönte plötzlich um zwey Uhr Nachmittags den eilften September ein Kanonenſchuß neben der Kapelle des Leopolds-Berges. Ein wüthendes Feuer antwortete aus den Türkiſchen Reihen, die ſich in der Nähe desſelben in Schlachtordnung aufgeſtellt hatten. Bald glaubte man hier und da chriſtliche Schaaren zu erblicken, die ſich auf der Höhe des Gebirges zeigten. Der Feind verdoppelte ſeine Angriffe auf die Baſteyen, die Bürger ſtrengten ihre letzten Kräfte an, es galt Leben oder Tod, dieſe Nacht mußte entſcheiden; denn länger als noch einen Tag war kein Halten mehr. [21])

Die Nacht vom eilften auf den zwölften September ſank auf die bedrohte Stadt, auf das

Lager der erbitterten Feinde nieder. Kara Muſtapha ſaß gedankenvoll in ſeinem Zelt-Palla-ſte, den muthvoll vertheidigten Wällen gegenüber, die ſein Geſchütz wohl zu erſchüttern, aber nicht zu erobern vermocht hatte. Dort erhoben ſich die Mauern der Kaiſerburg, von vielen Kugeln beſchädigt, aber noch wie der Thron, den ſie bargen, feſt ſeit Jahrhunderten. Ringsumher ſtiegen die Thürme der Chriſtentempel und mitten unter ihnen der Stephansthurm majeſtätiſch in die dämmernde Herbſtnacht empor. Mit wie ſtolzen Erwartungen war dieſer Vezier vor zwey Monathen mit einem Heer von mehr als zweymahlhunderttauſend Streitern vor dieſen Mauern erſchienen! Wie hatte er, von ſeinen aſtrologiſchen Träumen, von den Vorſpieglungen Tökölys und ſeiner Freunde, von ſeinem eignen Hochmuth verleitet, an gar keinen bedeutenden Widerſtand geglaubt, und dem Sturze der Kaiſerſtadt, der Unterjochung von ganz Öſterreich, ja dem Zuge nach Rom, als einem ungezweifelten Erfolge ſeiner Feldherrn-Gaben entgegengeſehn! Und was war bis jetzt geſchehn? Noch erhoben ſich dieſe Thürme vor ihm, die er in den Staub zu ſtürzen gewähnt hatte; noch ſtand die Kaiſerburg, über

deren Schutthaufen er ſich den Weg in die erſtürmte Stadt zu bahnen gedacht hatte. Sein Heer war entmuthigt; die Janitſcharen forderten ungeſtüm ihre Entlaſſung, denn ſie waren nicht länger als zwey und vierzig Tage vor einer belagerten Stadt auszuharren verpflichtet. Ein großer Theil ſeiner Truppen moderte in dem Umkreis von Wien, und nicht einmahl die Zeit zur Beerdigung ſeiner Todten hatte ihm Starhemberg auf mehrmahliges Erſuchen gegönnt, ſondern vielmehr durch ſtarke Ausfälle, und die Wuth, mit der er aus der Stadt auf die Arbeiten der Feinde kanonirte, dieſe an jeder Verrichtung gehindert. Sein Verſuch, die Vereinigung des deutſchen und pohlniſchen Heeres zu hindern, war mißglückt und hatte ihm bedeutenden Verluſt zugezogen. Nun rückte der Entſatz heran, und nun ſollte er ſich dennoch vielleicht die Frucht ſo langer Anſtrengung entriſſen ſehn! — Nimmermehr! Er mußte Wien haben! Das war ſein Ziel, die Krone all ſeines Strebens. Nur von Wien aus konnten die weitern Plane ſeines Ehrgeizes ihren Fortgang haben. So hatte er den Befehl gegeben, mit dem frühеſten Morgen die Beſchießung der Stadt mit verdoppelter Kraft zu beginnen, unbekümmert

um den anrückenden Entsatz, dem sein noch immer zahlreiches Heer, wie er meinte, leicht die Spitze biethen, und ihn würde zwingen können, den Versuch aufzugeben, den er zu tollkühn unternommen; oder den er, wenn die mürben Wälle dem türkischen Geschütz an eben diesem Tage fallen sollten, zum Zuschauer der Erstürmung Wiens machen konnte. Es war eine jener Verblendungen, in die der Hochmuth, durch langes Glück verwöhnt, manchmahl verfällt, und die uns, wenn wir erstaunt die verderblichen Folgen derselben, und die unbegreifliche Blindheit betrachten, mit Schaudern an jene Stelle der Bibel denken macht, wo Gott, wie es heißt, das Herz des Pharao verstockte, damit er seine Zeichen unter diesem Volke thun möge, und sie es erkennen, daß er der Herr sey.

Noch saß der Großvezier gedankenvoll auf den Polstern seines Zeltes und schaute in die immer mehr dunkelnde Herbstnacht hinein. Die Nähe des anrückenden Christenheeres hatte den Türkischen Befehlshabern größere Wachsamkeit zur Pflicht gemacht. So wie es völlig Nacht ward, entloderten hundert und hundert Wachfeuer ringsum im Türkischen Lager, und zerstreuten theil-

weiſe die feuchten Schatten. Im Wiederſcheine der Flammen lagen die bärtigen Geſtalten der Orientalen, ſtanden Kamehle und Pferde an Pfähle gebunden, Wachen wandelten auf und nieder, jeden Augenblick veränderten ſich die grellbeleuchteten Nachtſtücke, und vor des düſtern Feldherrn Blicken geſtalteten ſich, wie Rauch und Flamme, Licht und Schatten wechſelten, ungewiſſe Bilder, Blutige Schatten ſchwebten vor ihm. Es waren die Geiſter der erſchlagenen Ältern und Verwandten desjenigen, der jetzt als Rächer und Vergelter vor Wien erſchien. Dann war es ihm plötzlich, als erblicke er ſeine eigene Geſtalt mit der verhängnißvollen rothen Schnur am Halſe. Ein Grauen wandelte ihn an, dann ſchwand wieder alles in Nebel und Rauch, und Kara Muſtapha ſtarrte in finſteres Nachſinnen verloren in den wirbelnden Dampf. Da verbreitete ſich plötzlich eine bedeutende Helle von der Höhe des Stephansthurms. Es waren die Raketen, welche die Belagerten, als letztes Zeichen ihrer Noth, ſchnell hintereinander zum Himmel ſteigen ließen, um den anrückenden Helfern ihre äußerſte Bedrängniß zu künden. Kara Muſtapha's Herz ſchwoll in finſterer Freude auf; aber ſieh! da leuchtete es von

um den anrückenden Entsatz, dem sein noch immer zahlreiches Heer, wie er meinte, leicht die Spitze biethen, und ihn würde zwingen können, den Versuch aufzugeben, den er zu tollkühn unternommen; oder den er, wenn die mürben Wälle dem türkischen Geschütz an eben diesem Tage fallen sollten, zum Zuschauer der Erstürmung Wiens machen konnte. Es war eine jener Verblendungen, in die der Hochmuth, durch langes Glück verwöhnt, manchmahl verfällt, und die uns, wenn wir erstaunt die verderblichen Folgen derselben, und die unbegreifliche Blindheit betrachten, mit Schaudern an jene Stelle der Bibel denken macht, wo Gott, wie es heißt, das Herz des Pharao verstockte, damit er seine Zeichen unter diesem Volke thun möge, und sie es erkennen, daß er der Herr sey.

Noch saß der Großvezier gedankenvoll auf den Polstern seines Zeltes und schaute in die immer mehr dunkelnde Herbstnacht hinein. Die Nähe des anrückenden Christenheeres hatte den Türkischen Befehlshabern größere Wachsamkeit zur Pflicht gemacht. So wie es völlig Nacht ward, entloderten hundert und hundert Wachfeuer ringsum im Türkischen Lager, und zerstreuten theil-

weiſe die feuchten Schatten. Im Wiederſcheine der Flammen lagen die bärtigen Geſtalten der Orientalen, ſtanden Kamehle und Pferde an Pfähle gebunden, Wachen wandelten auf und nieder, jeden Augenblick veränderten ſich die grellbeleuchteten Nachtſtücke, und vor des diſtern Feldherrn Blicken geſtalteten ſich, wie Rauch und Flamme, Licht und Schatten wechſelten, ungewiſſe Bilder, Blutige Schatten ſchwebten vor ihm. Es waren die Geiſter der erſchlagenen Ältern und Verwandten desjenigen, der jetzt als Rächer und Vergelter vor Wien erſchien. Dann war es ihm plötzlich, als erblicke er ſeine eigene Geſtalt mit der verhängnißvollen rothen Schnur am Halſe. Ein Grauen wandelte ihn an, dann ſchwand wieder alles in Nebel und Rauch, und Kara Muſtapha ſtarrte in finſteres Nachſinnen verloren in den wirbelnden Dampf. Da verbreitete ſich plötzlich eine bedeutende Helle von der Höhe des Stephansthurms. Es waren die Raketen, welche die Belagerten, als letztes Zeichen ihrer Noth, ſchnell hintereinander zum Himmel ſteigen ließen, um den anrückenden Helfern ihre äußerſte Bedrängniß zu künden. Kara Muſtapha's Herz ſchwoll in finſterer Freude auf; aber ſieh! da leuchtete es von

Starhembergs kluger Ernſt den unzeitigen Eifer in gehörigen Schranken halten konnte. Einer der ungeduldigſten war Scalvinoni, ſein Adjutant, der vor Begierde brannte, ſich mit den Türken zu meſſen, und durch irgend eine glänzende That ſich vor den Augen ſeiner Mitbürger und des Mädchens auszuzeichnen, das ihm jetzt aufs Neue theuer geworden war. Durch allerley kleine Aufmerkſamkeiten hatte er in den wenigen Tagen, welche ſeit dem letzten Wiederſehn bey den Urſulinerinnen verfloſſen waren, ihr ſeine unbegrenzte Hochachtung zu beweiſen geſucht, und auch in dieſer denkwürdigen Nacht war es ſein erſtes Beginnen geweſen, ſo wie er die Feuerzeichen erblickte, und die erſte Meldung zum Commandanten kam, ſogleich der Frau von Preyſing die gute Bothſchaft zu wiſſen zu thun.

Dieſe ſaß eben mit Frau von Volkersdorf, von Dünewald und Katharinen noch ſpät Abends zuſammen, beſchäftigt, die letzten kleinen Reſte von Leinwand, deren ſie entrathen konnten, auf Wäſche und Verbandſtücke für die Kranken und Bleſſirten zuzurichten, und die unausſprechliche Noth der Stadt, das Zögern der Hülfe, und die ſchrecklichen Erwartungen der kommenden Tage,

wenn dieſe Hülfe gar nicht oder zu ſpät käme, waren die beängſtenden Gegenſtände ihrer Geſpräche. Die drey Frauen waren jede nach ihrer Art tief bekümmert, Frau von Preyſing in ſtiller Ergebung, ihre Tochter auf einen verzweifelten Entſchluß mit ruhiger Beſonnenheit gefaßt, Frau von Volkersdorf zagend und betäubt. Nur Katharine konnte die allgemeine Niedergeſchlagenheit nicht theilen. Die Gewißheit, daß ihr Sandor lebte und ſie treu liebte, die Verſicherungen des baldigen Wiederſehens, die ſein Brief enthielt, die ruhige klare Anſicht der Dinge, die er ihr im Vertrauen auf ihren feſten Sinn mitgetheilt hatte, hatten ihren Geiſt ſo geſtärkt, daß ſie auch in dieſen bangen Stunden die ſtille Zuverſicht auf baldige Rettung nicht verlieren konnte, und wenn die andern nach ſo oftmahligen Fehlſchlagungen keine Hoffnung mehr zu faſſen wagten, war ſie es, die auf die Barmherzigkeit Gottes hoffte, und ihnen allerley Beyſpiel unvermutheter Rettung aus der heiligen und profanen Geſchichte erzählte.

Wir ſind in Gottes Hand, ſagte endlich Frau von Preyſing: Unſere Beruhigung muß ſeyn, daß, was auch über uns kommt, nicht ohne ſeine Zulaſſung geſchieht.

Ach, aber was kann das noch werden? jammerte Frau von Volkersdorf — wenn die Türken in die Stadt dringen, wenn ſie die Häuſer ſtürmen, die Weiber ermorden, die Kinder zerſtücken? —

Man ſtirbt nur einmahl! rief Frau von Dünewald — und ehe ein ſolcher ungläubiger Barbar Hand an uns legen ſoll, gibt es ja noch ein Fenſter, aus dem man ſich mit ſeinen Kindern ſtürzen kann, um ſolcher Schmach und ſolchem Elend zu entgehn.

In dem Augenblick ertönten jene zweymahl drey Schüſſe. — Was iſt das? rief die Generalinn; Sturm in der Nacht? — Sie fuhren alle von ihren Sitzen empor; aber es ward wieder Stille, und nichts erfolgte weiter. Vielleicht eine Mine, die verunglückte? fragte Frau von Preyſing: Der Schall kam vom Schottenviertel her.

Das ſcheint mir nicht; es waren drey ferne, und drey ſehr nahe Kanonenſchüſſe, erwiederte Frau von Dünewald.

Ach vielleicht, vielleicht die Retter! rief Katharine und erhob die gefalteten Hände und die ſtrahlenden Augen zum Himmel. Sie ſprachen noch eine Weile unter ſich, vermuthend und verwerfend, was jeder einfiel, um den ungewöhn-

lichen Schall zu erklären; da hörten sie schnelle Tritte im Vorzimmer, und auf den Straßen ein verwirrtes Getöse, die Thür ging auf und Don Miguel stürzte mit strahlenden Blicken herein. Sie sind da! rief er: Der Succurs ist da!

Großer Gott! rief Frau von Preysing erschrocken vor Freude: Sollte es möglich seyn?

Der Succurs? rief die Generalinn: Ihr irrt, guter Alter! Woher käme der so plötzlich?

„Gewiß! gewiß, gnädige Frau! Die ganze Stadt ist in Allarm, und so eben schickt der Adjutant des Commandirenden, und läßt sagen, daß er sich die Freude nicht versagen könne, Euer hochfreyherrlichen Gnaden zu melden, daß die christliche Armee bereits auf dem Kahlenberg stehe, und ihre Signalschüsse gegeben habe.“

O Gott sey Dank, Gott sey Dank! sagte Frau von Preysing, indem sie von freudigem Schrecken ermattet auf einen Stuhl sank. Frau von Volkersdorf und ihre Tochter hielten sich sprachlos umarmt; die Generalinn zitterte vor Erschütterung, und Don Miguel war auf die Kniee gesunken, um dem Herrn der Heerschaaren seinen Dank zu bringen.

So wie hier, so wurde diese Nachricht in den meisten Familien aufgenommen. Die ganze

Nacht ging faſt Niemand zu Bette. Man hatte ſich ſo viel zu ſagen, ſo viel zu erwarten, und, o Gott! nachdem der erſte Taumel vorüber war, wie Vieles noch zu fürchten!

Die Generalinn ſchickte zu einem ihr bekannten Offizier, ſich ſeine Begleitung zu erbitten, um den Thurm bey Maria Stiegen zu beſteigen. Katharine erſuchte um die Erlaubniß, daß ſie mitgehen dürfe, und erhielt ſie gern von der Generalinn, ſchwerer von ihrer Mutter, der ein unbeſtimmtes Fürchten jeden nicht ganz gewöhnlichen Schritt als gefährlich zeigte. Sie gingen. Auf allen Straßen herrſchte Leben und Bewegung. Niemand ſchien der Ruhe bedürftig, es war, als hätte die freudige Hoffnung der Erlöſung alle Erſchöpfung, wie allen Druck, von den ſchnell gehobenen Geiſtern genommen. Wie ſie durch die Gaſſen über die Plätze gingen, begegneten ihnen Bewaffnete, die ſich an ihre Verſammlungsörter begaben, oder ſchon geordnete Schaaren, die auf die Baſteyen zogen; alles war rege, alles voll guter Hoffnung, Muth und Kampfesluſt. So kamen ſie auf den Thurm, und nun lag das Türkiſche Lager mit all ſeinen lodernden Flammen unter

ihnen, ſo weit rechts hinab und gerade hinüber bis an den Strom ihre Blicke reichten. Aber links auf den Höhen brannten andere Feuer, und ſtrahlten durch die Nacht Freude und Troſt in ihre Herzen. Dort waren die Retter, dort war Sandor, und vielleicht auch Graf Dünewald, und in die Bruſt der Frauen geſellte ſich ſchnell Sorge zur Freude, und zwiſchen dem Moment der Erwartung und des Wiederſehens drängten ſich die Bilder des Kampfes, des Blutes und Todes.

So verging die Nacht, und kaum graute der Tag, ſo ertönte ſchon der Donner des feindlichen Geſchützes; denn Kara Muſtapha, ſeinem einmahl gefaßten Plane getreu, konnte keinen andern Gedanken faſſen, als den, die Stadt noch heute im Angeſicht des Chriſtenheeres zu erſtürmen. Aber dieſelbe Morgenröthe, welche die Türken in den Approchen zu neuem Angriff auf die Stadt rief, hatte auch auf dem Kahlenberge die Feldherrn der Befreyungsarmee zu dem großen Werke geweckt, das ſie heute vorhatten. Es war Sonntag, der Tag des Herrn; ſo wie es chriſtlichen Helden geziemt, weihten ſie ſich durch Gebeth zu Streitern des Höchſten. Mit den erſten Streiflichtern, welche jenſeits

der Donau über den Flächen von Ungarn auf-zuckten, war Sobiesky von seinem Lager auf-gesprungen, wo er die Nacht durch mehr gesonnen als geschlummert hatte. Sein Beyspiel erweckte bald alle übrigen Befehlshaber. Der Herzog von Lothringen trat in den Saal des halbzerstörten Camaldulenser Klosters, in dem der König die Nacht zugebracht hatte, und wo die Versammlung bestimmt war. Ihm folgten die Churfürsten von Bayern und Sachsen, die Pohlnische, Österreichische, und Reichs-Generalität, viele berühmte Nahmen, deren Enkel großen Theils noch leben. Jetzt öffneten sich die Thüren von des Königs Gemächern, und Sobiesky trat heraus. Obwohl seine etwas kurze und gedrungne Gestalt dem eigentlichen Begriff einer Heldenfigur nicht entsprach, so verkündete doch der lebhafte Blitz der dunkeln Augen, der Ausdruck der edlen Züge, und das rasche Feuer seiner Bewegungen einen ungewöhnlichen Geist. Seine Kleidung war nach Pohlnischer Sitte lang und weit, in der Mitte mit dem kurzen Säbel am goldenen Gehenke gegürtet, die Ärmel des Überkleides an den Schultern zurückgeschlagen, das Haupt halb umschoren und mit der pohlnischen Mütze bedeckt. Ihm folgten

der Großfeldherr Jablonowsky, der Unterfeldherr Sceniaffsky, der Kronfähnrich Leszinsky, der Caſtellan von Willna, der General der Reiterey Lubomirsky und andere. Achtungsvoll wich der Kreis vor dem Könige, der mit einfacher Würde den Herzog von Lothringen und die übrigen Herren begrüßte, in einer kurzen feurigen Rede ſie auf die Wichtigkeit des heutigen Tages, wo ſie nicht bloß für ihren König und ihren Ruhm, ſondern für Gott und die Chriſtenheit zu kämpfen hätten, aufmerkſam machte, und dann, von ihnen allen gefolgt, ſich in die Capelle auf dem Leopoldsberge begab, wo der, durch ſeinen frommen Wandel wie durch manchen prophetiſchen Blick in die Zukunft ehrwürdige Pater Marcus Avianus aus dem Kapuzinerorden die Meſſe las. Sobiesky ſelbſt verrichtete die Dienſte des Miniſtranten, und wohnte ſo in chriſtlicher Demuth, Kron und Würde vor dem in den Staub legend, von dem er ſie erhalten, dem heiligen Meßopfer bey, und nach der Meſſe reichte ihm Bruder Marcus das heilige Abendmahl, das der König in Beyſeyn der ganzen deutſchen und pohlniſchen Generalität mit tiefer Andacht empfing. Hierauf rief er ſeinen Sohn herbey, hieß ihn vor dem Altar niederknieen,

ſchlug ihn zum Ritter, und waffnete ihn mit eigener Hand. [24])

So erhoben, geſtärkt und geweiht durch fromme Gefühle verließ der König, und die übrigen Feldfürſten mit ihm, die Capelle, und jeder begab ſich zu ſeinen Schaaren, den Geiſt des Muths und der Aufopferung für die Sache Gottes, den ſie in der Capelle empfangen hatten, denſelben mittheilend. Unter ihnen lag die Stadt, die Morgennebel und Rauchwolken bedeckten, zwiſchen welchen die Blitze des Geſchützes ſichtbar wurden, indeß ein ſchwacher Oſtwind den dumpfen Donner der Bomben und Kanonen bis auf die Spitze der Berge trug, und die Befreyer der dringendſten Eile ermahnte.

Den linken Flügel bildeten Sächſiſche und Öſterreichiſche Truppen unter dem Befehl des Herzogs von Lothringen. Im Mittelpunct kommandirten der Fürſt von Waldeck und der Churfürſt von Bayern. Sobiesky mit ſeinen Pohlen war auf dem rechten Flügel, der ſich an den Höhen bis gegen Dornbach hinzog. Fünf Kanonenſchüſſe gaben das Zeichen zum Angriff, und die Schaaren rückten über die Anhöhen hinab.

In des Großveziers Gezelt traten ungeduldig nun alle Baſſen, und forderten Befehl zur

Schlacht. Kara Muſtapha wollte noch nichts davon hören, ihm lag die Stadt, und nur die Stadt im Sinn. Der Tartarchan ſtellte vor, daß man die Mannſchaft aus den Approchen ziehen, und gegen den Feind führen ſolle. Jeder Augenblick brachte Nachricht von der Stärke, von der Eile des über das Gebirg von allen Seiten herabdringenden Entſatzes. Kara Muſtapha, knirſchend vor Wuth, warf ſich zur Erde, zerraufte Haar und Bart, und wurde endlich doch vom Baſſa von Diarbekir gezwungen, ſich an die Spitze des Heeres zu ſetzen. So ergriff er denn die heilige Fahne des Propheten, übergab dem Osman Oglu Baſſa den rechten Flügel, der gegen Nußdorf ſtand; der linke war unter dem Baſſa von Peterwardein den Pohlen gegenüber bey Hernals aufgeſtellt; er ſelbſt kommandirte im Centrum. Aber der Khiaja Bey mußte in den Laufgräben zurück bleiben, und ein furchtbares Feuer gegen die Stadt unterhalten, die bald ſo ſehr in Rauch und Dampf gehüllt war, daß ihre Befreyer ſie von den Anhöhen kaum erkennen konnten, und die Bewohner noch in den letzten Augenblicken alle vorigen Beſorgniſſe und Ängſten verdoppelt ausſtehen mußten.

Auf dem linken Flügel des christlichen Heeres entzündete sich der Kampf zuerst. Die Türken unter Osman Oglus Anführung machten den Österreichern jeden Fußbreit Landes in den Weinhügeln um Grünzing und Sievring streitig. Nur langsam konnten diese sich des heimischen Bodens bemächtigen; aber sie drangen doch allmählich vor, und bis gegen Mittag waren sie endlich ganz in die Ebene herab gerückt. Auch der rechte Flügel hatte sich aus den Defileen bey Dornbach und aus den Schluchten der Gebirge heraus gemacht und in der Fläche aufgestellt. So stand nun die ganze christliche Armee in einem Halbkreis an dem Gebirge hin von Dornbach bis an den Strom, und nun begann die Schlacht von allen Seiten. Auf dem linken Flügel der Türken schien einen Augenblick der Kampf zweifelhaft. Ibrahim Bassa drängte die Pohlen zurück; aber Sobiesky, der mit eigener Hand einige Feinde erlegt und einen Roßschweif genommen hatte, warf sich mit Ungestüm auf ihn, indeß der Prinz von Lothringen in den rechten Flügel der Feinde hinter Döbling eindrang, die große Batterie bey diesem Orte stürmend eroberte, und unbekümmert um das Feuer, welches die Feinde in der Schanze, die

noch ihren Nahmen trägt, aus zehn Kanonen unterhielten, bis Weinhaus und Währing vorrückte. Nun war der Sieg entschieden; die Türken wichen von allen Seiten von Dornbach über Hernals herein, und über jene Felder, auf denen jetzt ein Theil des Alsergrundes steht, brachen die Pohlen unter ihrem heldenmüthigen König hervor, und trieben den Feind vor sich in unordentliche Flucht. Sandor, der in dem Regimente seines Königs nicht weit von seiner Person focht, nahte kämpfend, und in die Reihen der Feinde dringend, der Stadt, die sein Liebstes einschloß, und die jetzt noch eine Dampfwolke seinen Blicken entzog, wenn er das Auge einen Moment von seinem blutigen Werk abmüßigen, und auf die bedrohten Mauern richten wollte. Auf einmahl ertönte, wie man in der Stadt das Vorrücken der christlichen Armee und ihren entscheidenden Sieg sah, eine Freudensalve aus allen Feuerschlünden von der Schotten- bis gegen die Kärntnerthor-Bastey. Bestürzt horchten die Türken in den Approchen auf; ein zweytes Salve ließ sie an dem Siege und Jubel der Freude, und ihrem eignen Verderben nicht zweifeln. Sie flohen aus den Trencheen und Laufgräben; aber in dem Augenblick öffnete sich

auch das Schottenthor, und herausſtürmte ein Ausfall der kampfluſtigen Beſatzung, die bey dem Glück der Ihrigen außerhalb den Mauern nicht mehr im Umkreis derſelben zu halten war. Scalvinoni war an der Spitze. Sein ungeſtümes Bitten, ſein jugendlicher Eifer hatten es endlich über Starhembergs beſonnenen Ernſt gewonnen, die Thore öffneten ſich, und die muthige Schaar eilte hinaus ins lang entbehrte Freye, und fiel dem ſchon überall weichenden Feind mit ſiegender Kraft in die Seiten. Das Gefecht wurde nun vor und rückwärts allgemein. Jetzt hatten die Pohlen das Glaçis erreicht. Der Großvezier pflanzte noch einmahl die Fahne Mohameds vor ſeinem Zelte auf und ließ ausrufen, daß jeder echte Muſelmann ſich bey derſelben verſammeln ſolle. Es geſchah auch. Viele zerſtreute Krieger ſammelten ſich um dieſen heiligen Vereinigungspunct, bald war ein beträchtlicher Haufe beyſammen. Kara Muſtapha ging auf dem Glaçis der Stadt noch einmahl ſeinen Feinden entgegen, aber von der linken Seite drangen die Pohlen unaufhaltſam vorwärts, während auf der rechten die Mannſchaft des Ausfalls in ſeine Flanke fiel. Die Türken fochten mit dem Muthe der Verzweif-

lung; jeder Fußbreit Erde wurde mit Blut erkauft. Nun hatten die Deutschen aus der Festung beynahe die Pohlen erreicht; nur noch ein kleiner Haufen Feinde, der wüthend Stand hielt, trennte die befreundeten Schaaren. Da glaubte Sandor — denn er war unter den vorderſten ſeines Heeres — unter den aus der Stadt gedrungenen ſeinen Nebenbuhler zu erblicken. Ein aufwallendes Gefühl von Unwillen übermannte ihn; aber in dem Augenblick warfen auch die Türken, durch Scalvinoni's unausgeſetztes Andringen erbittert, ſich mit Übermacht auf ihn. Er war umringt, von den Seinen getrennt, in der höchſten Gefahr. Sandor ſtürzte ſich, ihn zu retten, ins dichteſte Feindesgedränge. Erſtaunt ſah Scalvinoni einen Uhlanen Offizier mitten unter die Feinde ſprengen, und rechts und links hauend ſich bis zu ihm Bahn machen. Sein ſchon geſunkner Muth belebte ſich aufs Neue, da er Beyſtand ſah. Bald hatten ihn, ſo wie den Rittmeiſter die Übrigen ihrer Schaaren erreicht; vor ihrer vereinten Kraft wichen die Feinde, Scalvinoni war befreyt, und jetzt erſt erkannte er ſeinen Retter. Das Gedränge der Schlacht erlaubte ihm nicht ſeinen warmen Dank anders als mit einem flüchtigen Hände-

druck zu bezeugen; aber der Blick, mit dem er seinen Befreyer ansah, sprach Alles aus, was in des Jünglings Seele vorging. Beyde vereinigten Schaaren warfen sich zusammen auf den Feind, der von nun immer weichend, aber langsam sich gegen die Straßen der Vorstädte zog, als auf einmahl Trompeten und Pauken links herüber vom Glacis schmetterten. Alles horchte hoch auf. Christen sowohl als Türken stutzten einige Augenblicke. Es war Prinz Ludwig von Baden, welcher an der Spitze der Häusleriſchen und Würtembergiſchen Truppen bis an die Contreſcarpe vor dem Schottenthor drang, und den noch zurückgebliebnen Feind auch in den Approchen und Laufgräben angriff, und daraus vertrieb. Eine halbe Stunde ungefähr hielt sich der Großvezier mit dem Kern der Armee noch in St. Ulrich. Sobiesky vertrieb ihn nach einem hartnäckigen Gefecht auch von da, und gegen Abend, wie die Sonne am Himmel sank, war auch das Glück der Türken gesunken. Sie flohen ohne Aufenthalt, ohne Umwenden über den Wienerberg und nach allen Richtungen bis nach Ungarn. General Dünewald — denn auch er war ein Held dieses Tages — traf einen Trupp bey Enzersdorf, und trieb einen Theil desselben

in den Strom. [25]) Der Churfürſt von Sachſen, der überhaupt mit ſeinen Schaaren bedeutend zu dem Siege mitgewirkt hatte, ſah, wie die Türken auf einer Donauinſel wehrloſe Chriſtenſklaven, die ihnen bey ihrer Flucht nur hinderlich geweſen ſeyn würden, niederhieben. Er ſprengte in den Fluß, ſeine Leibgarde folgte ihm, und es gelang ihm, die Feinde theils zu verjagen, theils zu tödten, und ſo den unglücklichen Gefangenen, die ihm mit Thränen dankten, Leben und Freyheit zu erhalten. [26])

Während dieß am Strom-Ufer geſchah, hatten Sobiesky und ſeine Pohlen den Zeltpallaſt des Großveziers im Trautſohnſchen Garten mit allen ſeinen Schätzen, der geheimen Kanzley, ſeinem Leibpferd, und ſeiner koſtbaren Rüſtung in ihre Macht bekommen. Er beſchloß, dieſe Nacht darin zu ſchlafen. Auch war er, die Seinen, und das ganze Heer von der Arbeit des Tages herzlich ermüdet. In dieſer Ermüdung, in der einbrechenden Nacht, und in der ungeheuren Anſtrengung der Mannſchaft, die ſchon zwey Tage vorher durch forcirte Märſche ihre Kräfte zugeſetzt hatte, lag auch die Urſache der Schonung, die der fliehende Feind erfuhr, und daß ihm nur von einem Theil der Truppen bis

Fiſchamend nachgeſetzt wurde. Der Herzog von Lothringen aber ſandte noch ſpät Abends den Generaladjutanten Grafen Auerſperg nach Dürrenſtein, wo der Kaiſer in ſeiner Annäherung gegen die Hauptſtadt ſich aufhielt, mit der erfreulichen Siegesnachricht.

So war denn nun das große Werk vollbracht mit des Herrn Hülfe an ſeinem Tage, die Noth der Chriſtenheit geendet, Wien befreyt und die Türken in die Flucht geſchlagen. Die ganze Nacht hindurch unterhielten die chriſtlichen Soldaten Freudenfeuer im Türkiſchen Lager um die Stadt herum, und mit wie andern Gefühlen wurden dieſe Lichtpuncte von den beglückten Einwohnern der Stadt betrachtet, als die Nacht zuvor! Aber Starhembergs kluge Vorſicht erlaubte dieſen noch nicht, die Ringmauern zu verlaſſen; erſt mit Tagesanbruch durfte das geſchehen, um aller möglichen Unordnung vorzubeugen. Jeder mußte ſeine Ungeduld zügeln, und diejenigen, welche, wie Katharine und Frau von Dünewald, wußten, daß das Theuerſte, was ſie beſaßen, den ganzen Tag über in augenſcheinlicher Gefahr geweſen war, trugen dieſe Verzögerung mit ängſtlichem Gefühl, das

von der Freude der Rettung nicht ganz überwogen wurde.

Endlich brach der Morgen des dreyzehnten Septembers an. Bey seinem ersten Strahl eilte Alles, was konnte, hinaus ins verlaßne Türkische Lager. Die Ungeduldigsten kletterten über die zerschossenen Basteyen in die Stadtgräben hinab, Andere warteten, bis die Thore geöffnet wurden, und nun strömten die lang verschlossenen und schwer geängsteten Haufen hinaus, um sich ihrer Rettung, ihrer Freyheit, und zugleich im Türkischen Lager an der gebrochnen Macht ihrer Dränger zu erfreuen. Hier lagen unermeßliche Schätze an Vorräthen jeder Art, Lebensmittel, Waffen, Geräthschaften, Kostbarkeiten, Gold, Pferde und über fünfzehntausend Gezelte. Die Menge verstreute sich ringsum. Kaum wußten sie, was sie in der Fülle der daliegenden Habseligkeiten ergreifen, was sie wählen sollten, um das Beste und Nützlichste mit sich fort zu nehmen Starhemberg begab sich mit seiner ganzen Generalität zum König von Pohlen, und dieser empfing den Helden der Vertheidigung als seinen Freund und Bruder, und schickte sich an, mit ihm und dem Herzog von Lothringen die Arbeiten der Feinde sowohl als

was auf den Basteyen zur Vertheidigung mit eben so viel Klugheit als Muth vorgekehrt worden war, zu besehen. Ein Stein zwischen dem Burg- und Schottenthor, in dem Walle eingemauert, zeigte der Nachwelt noch lange den Ort, wo der große Johann Sobiesky bey der Besichtigung der Mauern geruht; denn der Morgen war heiß, und die mildeste Herbstsonne verklärte den Tag der Erlösung. [27])

Neugier und Habsucht hatten am frühen Morgen viele Menschen über den beschwerlichen Weg der zerschossenen Basteyen herabgeführt; liebende Ungeduld führte auf demselben Pfade einen Jüngling hinauf, dessen Blicke schon gestern mit Sehnsucht an den Thürmen der Stadt gehangen hatten, und der mit verhaltenem Grimm das Verboth des Commandirenden ertrug, das ihm so, wie jedem Andern, den Eingang in die Stadt verwehrt hatte. Sobiesky kannte Sandors Verhältnisse. Am frühen Morgen, als der König sich von dem Lager erhob, auf dem gestern noch der übermüthige Feind geruht hatte, ließ er den Rittmeister rufen, lobte seine Tapferkeit, mit der er gestern den Vortrab bis an die Stadt geführt, und einen Offizier der Besatzung gerettet hatte, und fragte ihn lächelnd, ob er nicht

in die Stadt zu gehen wünſche? Sandor verbeugte ſich, und erröthete ein wenig; doch ſchwieg er. Nun verſuche dein Glück, mein Freund! ſagte der gnädige Monarch: Ich ſehe da von meinem Fenſter, wie Viele den Weg heraus ſuchen; vielleicht gelingt es eben ſo gut hinein zu klettern. Von mir aus haſt du die Erlaubniß.

O mein gnädiger König! rief Sandor, und ſeine Augen ſtrahlten vor Freude: Darf ich alſo?

Du darfſt. Geh nur, und rechne auf mich, wenn du meines Nahmens bedarfſt! ſetzte der König gütig hinzu. Sandor verneigte ſich tief und eilte ſogleich an den Graben. Mit einigen Sätzen war er hinunter, eilte ſchnell dem gräßlichen Anblick der blutigen Leichen vorbey, die von dem geſtrigen Gefechte noch daſelbſt liegen geblieben waren, und ſtieg nunmehr nicht ohne Beſchwerde den zerſchoſſenen und erſchütterten Wall hinauf.

Nun hatte er die Baſtey erreicht; er erſtaunte über alle die Arbeiten, die hier zur Vertheidigung der Stadt durch Starhemberg angeordnet waren, dieſe Abſchnitte, Verhacke, verbollwerkten Straßen u. ſ. w., welche genugſam ſowohl von des Commandirenden Einſicht, als von ſeinem Entſchluß, die Stadt bis aufs Äußerſte

zu halten, zeugten. Mit einem leichten Satz sprang er über die Brustwehr in die Stadt selbst hinab, und eilte nun, so schnell er konnte, durch die wohlbekannten Wege dem Hause zu, das Katharinen einschloß.

Katharine hatte mit ihren Hausgenossen die Angst und gespannte Erwartung des gestrigen Tages getheilt; sie und die Generalinn hatten noch eine Unruhe mehr zu tragen, die für ein geliebtes Leben.

Wenn die Kanonen um den Wall donnerten, wenn das Feuer des kleinen Geschützes darein prasselte, wenn der Türken wildes Allah-Geschrey die Luft zerriß, Staub- und Dampfwolken die Stadt und das Schlachtfeld verhüllten, ach was geschah vielleicht draußen! Welche Wunden wurden jetzt geschlagen, welcher Unglückliche sank vielleicht blutend, sterbend unter den Säbeln der Ungläubigen! Trotz der feindlichen Kugeln, die den ganzen Tag heftig auf alle Thürme und Dächer der Stadt geflogen waren, hatten die erwartungsvollen Herzen der Muthigen sich nicht von diesen gefährdeten Warten abhalten lassen. Man bestieg die Thürme, die Dächer der höhern Gebäude, man achtete keine Gefahr, um Augenzeuge der anrückenden

Rettung zu seyn. Man sah am Morgen den ganzen Berg sich von Truppen regen, man sah sie allmählich herabrücken, man sah das Feuer, welches die Türken in den Hohlwegen und hinter den Weingärten von Nußdorf und Sievering, und aus den Kanonen der Schanze hinter Weinhaus unterhielten. Bald aber zur unaussprechlichen Freude der Wiener rückte dieses Feuer näher, die Blitze zuckten in minderer Entfernung durch den Dampf, und lauter hörte man das Getöse der Schlacht. Jetzt brachen linker Hand von Dornbach die tapfern Pohlen heraus; jetzt drängten sie den Feind von allen Seiten; bis Nachmittag war ringsumher auf den Feldern vom Gebirge bis an die Vorstädte keine Schlacht mehr, nur dicht um die Mauern wüthete noch der Kampf. Jetzt gewahrte man den Ausfall, der aus dem Schottenthor in den Rücken der Feinde brach, und bald darauf die allgemeine Flucht.

Die Generalinn hatte es nicht vermocht, das alles mit anzusehn. Es war nicht die Furcht für ihre Erhaltung, welches sie von jenem Standpuncte der Beobachtung entfernte; es war das Bewußtseyn, daß jede Kugel, die da draußen prasselte, jeder Säbelhieb, der im Gemenge fiel,

den Gemahl, den Vater ihrer Kinder, entreiſſen konnte. Dieſe Möglichkeit verbitterte ihr den Anblick der Schlacht. Sie ſaß ernſt ſchweigend in der Mutter Zimmer, Katharine neben ihr, oder ſie knieeten beyde unter den Schaaren, die gleich ihnen den ganzen Tag vor den Altären der Heiligen in der Kirche bethend lagen, um den Segen und die Erhaltung der Ihrigen zu erflehen.

So war es endlich Abend, dunkel und ſtille geworden. Was geſchehen war, war nun unwiederbringlich geſchehen. Da ſchellte es draußen heftig. Die Frauen fuhren zuſammen, der Bediente meldete einen Offizier vom Stadtcommando, der die Generalinn zu ſprechen wünſchte. Wie Bley fiel eine ſchreckliche Ahnung auf ihre Glieder, ſie erhob ſich zitternd, und ging hinaus. Erſtaunt erblickte ſie den Adjutanten ſelbſt. Baron Scalvinoni! rief ſie: Was bringt ihr mir?

Nichts als Gutes, gnädige Frau! rief der Jüngling mit freudigem Blicke: Der Herr Graf lebt und befindet ſich wohl; das kann ich euch im Voraus ſagen. Ich habe die Ehre gehabt, ihn ſelbſt von Weitem an der Spitze ſeiner Leute bey der Roſſau herein kommen zu ſehn.

Gott sey Dank! rief die Generalinn: Gott segne Euch, Herr Hauptmann, für diese Bothschaft! Ich werde Euch diese Aufmerksamkeit nie vergessen.

Er hat mich gesegnet, antwortete Scalvinoni mit anmuthigen Lächeln: Ich war vor drey Stunden in augenscheinlicher Todesgefahr. Ein seltsames Zusammentreffen rettete mich im letzten Augenblicke, und ich kann nun die Freude genießen, selbst der Überbringer noch einer zweyten sehr willkommnen Nachricht zu seyn.

Eine zweyte Nachricht? fragte die Generalinn verwundert: Und was wäre das?

Mein Retter aus jener Gefahr, der Mann, der, seines eignen Lebens nicht achtend, das Meinige durch entschlossene Tapferkeit erhielt, ist diesem Hause nahe befreundet. Ich kann seiner Angehörigen die erfreuliche Versicherung bringen, daß er lebt, und daß ich hoffen darf, er werde mein Freund werden. Herr von Szalatinsky —

Szalatinsky? rief die Generalinn.

Ja, es ist Herr von Szalatinsky, dem ich das Leben danke, sagte der Adjutant, und erzählte hiermit der Generalinn den Hergang der Affaire des Nachmittags. Ihr wißt, die Rit-

ter alter Zeit, fuhr er lächelnd fort, legten ihren Beſiegten die Pflicht auf, ſich ihren Damen zu Füßen zu legen. Beſiegt bin ich, Gottlob, nicht durch Herrn von Szalatinsky's Waffen; aber ſein Edelmuth legte mir die Pflicht auf, ſeinen Verwandten die angenehme Nachricht ſeines Wohlbefindens, und der Verbindlichkeit, die ich ihm habe, zu bringen.

Erſtaunt, aber freundlich lächelnd ſah die Generalinn den Offizier an: Baron Scalvinoni! Ihr ſeyd ein achtungswerther Mann, und ich wiederhohle meinen frommen Wunſch, daß euch Gott ſegnen möge! Sie reichte ihm die Hand, die Scalvinoni ehrerbiethig küßte; dann ſagte er: Ich habe euch, gnädige Gräfinn! ſchon in eurer Wohnung geſucht; denn ich hatte es nicht gewagt, mich der Frau von Volkersdorf, die ich nicht zu kennen die Ehre habe, und ihrer Tochter vorzuſtellen. Aber ich traf euch nicht, und man wies mich hierher.

Iſt es euch gefällig herein zu treten? ſagte Frau von Dünewald verbindlich: Ich werde euch meiner Mutter und meiner Freundinn vorſtellen, und ſie werden ſich freuen —

Verzeiht, gnädige Frau! Ich bin weder in dem Anzug, noch in der Faſſung, mich vor Da-

men zu zeigen. Entſchuldigt mich gütigſt! Bringt Frau von Volkersdorf und Fräulein Katharinen meine Bothſchaft! Vielleicht kommt eine Zeit, wo ich ihnen in einer paſſendern Stimmung unter die Augen treten kann. Er verneigte ſich bey dieſen Worten. Die Generalinn glaubte eine Spur von bitterm Gefühl in ſeinen Zügen zu leſen. Sie dachte viel zu fein, um ſeine Lage nicht vollſtändig zu begreifen, und nachdem ſie ihren Dank wiederhohlt hatte, ſchied er von ihr, und ſie begab ſich ins Zimmer zurück, wo ſie Katharinen und ihre Mutter ſogleich mit dem überraſchenden Inhalt ihres Beſuchs bekannt machte, und die Freude, die ſie belebte, auch in jene Herzen überſtrömte.

Nachdem die erſten Ausrufungen des Vergnügens über Szalatinsky's Erhaltung, und Scalvinonis zartſinniges Betragen vorüber waren, ſtahl ſich Katharine in ihr einſames Zimmer, und warf ſich dort vor dem Bild der heiligen Jungfrau nieder, der ſie ſo oft ihr Leiden geklagt, und der ſie in ihrem Herzen eine Wallfahrt nach Mariazell gelobt hatte, wenn ſie ihr den Freund erhalten, und die Noth der Stadt enden würde. Nun lag ſie in Thränen des Dankes, der Freude ergoſſen vor der Hochgebene-

beyten, und strömte ihr heißes Gebeth aus, und gelobte der Mutter der Schmerzen, daß sie, weil die Stadt und der Geliebte durch ihre Fürbitte erhalten worden, auch nun stille seyn, sich keinem Leide, das nur sie träfe, weigern, und alles, was die Schmerzenreiche über ihre Magd verhängen werde, geduldig auf sich nehmen wolle.

Gekräftigt, beruhigt durch dieß Gelübde stand sie auf, und überließ sich dem Ausbruch kindlicher Freude über all das Gute, das Gottes unverdiente Gnade auf sie gehäuft, und verglich fast beschämt ihr glückliches Loos mit dem so mancher gebeugten Mitbürgerinn oder Bekannten, die während der Belagerung und im gestrigen Gefecht theure Personen verloren, oder wenigstens für schwer Verletzte zu fürchten hatte. Am andern Morgen erwachte sie früh. Ihre eigene freudige Erwartung, und mehr noch das Geräusch auf der Straße, wo viele Menschen hin und wieder strömten, wie Jeden sein Wunsch auf eine der Basteyen oder an eines der Thore führte, scheuchte den Schlummer von ihren Augen. Sie kleidete sich schnell und eilte ans Fenster, um zu sehn, was vorging. Wie sie die Straße hinaufblickte, glaubte sie den Federbusch eines Uhlanen an eben der Stelle über

den Köpfen der Vorüberwandelnden nicken zu sehn, wo vor zwey Monathen der ihres Sandors aus ihren Augen entschwunden war. Ihr Herz schlug mächtig, der Federbusch bewegte sich näher. — Es war ein Uhlanenoffizier — es war Sandor! Sie stieß einen lauten Schrey der Freude aus. So früh hatte sie ihn nicht vermuthet; denn sie hatte gehört, daß dem Entsatzesheer erst dann die Erlaubniß ertheilt werden würde, in die Stadt zu kommen, wenn Sobiesky mit Starhemberg seinen Einzug gehalten haben würde. Gern wäre sie ihrem Freunde auf die Straße entgegengeeilt. Die Überlegung, daß sie im Angesicht der Menge ihn nicht nach ihrem Herzen bewillkommen durfte, hielt sie zurück; doch winkte sie ihm, hinter den Gardinen des Fensters stehend, schüchtern zu. Und jetzt blickte auch er auf, er erkannte sie, Purpurröthe überzog sein freudestrahlendes Gesicht. So hübsch hatte er ihr nie geschienen, wie heut! Er verdoppelte seine Schritte, jetzt war er im Hause. Niemand wachte noch als sie; die Erschöpfung des gestrigen Tages hielt alle im Schlafe gefesselt. Katharine schlüpfte auf den Vorplatz, sie öffnete ihm die Hausthüre, sie lag in seinen Armen, und eine reine fromme Freude, ungestört von

jedem trüben Rückblick, beſeligte das endlich vereinte Paar. Was hatten ſie ſich nicht zu ſagen, zu fragen, zu erzählen! Katharine zog ihn endlich ins Wohnzimmer. Da ſetzten ſie ſich zuſammen und ihre Seelen ergoßen ſich in ſüßen Geſprächen. Sandor mußte ihr von dem geſtrigen heißen Tage erzählen, ſie ſagte ihm dafür, was ſie nun ausgeſtanden, ſeit ſie gewußt, daß er verwundet geweſen.

Du haſt es gewußt? rief er: Wie kam das?

Katharine erzählte ihm nun, daß ein Zufall ihr zuerſt ſein Duell, und der Vorwitz einer ihrer Bekannten ſpäterhin ſeine Verwundung bekannt gemacht habe. Du ſiehſt, ſagte ſie, indem ſie, ihn zärtlich anlächelnd, ihre beyden Hände auf ſeine Schultern legte: Ich bin immer in genauer Kenntniß von allem geblieben, was dich betrifft. Ich wußte auch ſchon geſtern, daß du einem Offizier der Beſatzung das Leben gerettet—

Das wußteſt du? und ſchon geſtern? fragte Sandor etwas finſter.

Ja, ſchon geſtern, etwa um acht Uhr Abends, antwortete ſie.

Und von wem?

„Von Scalvinoni ſelbſt“

Er war bey dir? Er kömmt hier ins Haus?

Du ſiehſt ihn öfters? rief Sandor, und der Zorn der Eiferſucht ſprach ſich in jeder Miene, wie im Ton ſeiner Stimme aus.

Sey nicht böſe, lieber Sandor! antwortete Katharine mit herzlicher Freundlichkeit: Scalvinoni kommt nicht zu uns; ich habe, ſeit du fort biſt, nur zweymahl flüchtig am dritten Ort ein Paar Worte mit ihm gewechſelt.

Aber du ſagteſt ja, daß er geſtern —

Ganz recht! Er ließ die Dünewald hinausrufen, erwiederte ſie, und theilte ihm nun alles mit, was ihr die Generalinn geſagt hatte. Sandors Geſicht heiterte ſich allmählich auf. Das iſt brav von ihm, ſagte er zuletzt: Er mag eitel und eingebildet ſeyn; aber als einen braven Soldaten und als einen guten Menſchen habe ich ihn nun ſchon zweymahl gefunden.

Und glaubſt du denn, Sandor, begann Katharine wieder, daß die Oberſtinn oder meine Mutter einem Menſchen, den ich als deinen Feind betrachten mußte, einem Menſchen, der offenbar Luſt zu haben ſchien, ſich mir zu nähern, erlaubt haben würden, in unſer Haus zu kommen? Glaubſt du denn, daß er mir nicht eher verhaßt als angenehm war?

Du haſt Recht, ſagte Sandor, und both ihr

die Hand: Ich hätte mir auch jenen Zweifel nicht erlauben ſollen, Meine ſchöne, meine theure Katharine, meine geliebte Braut! Bey dieſen Worten ſchlang er aufs Neue die Arme um ſie, ſie aber wand ſich mit einem Seufzer aus ſeiner Umſchlingung, und rief; O mein Gott! Woran mahnſt du mich?

An das, was ich hoffe, was mein Lebensglück beſtimmt, und auch das deine, ich weiß es.

Armer Sandor! antwortete Katharine: Laß uns den erſten ſchönen Augenblick des Wiederſehens nicht mit dieſen Gedanken verbittern! Komm! Laß uns zur Mutter gehn! Sie wird ſchon auf ſeyn, und ſich ſehr freuen dich zu ſehen.

Sie gingen Hand in Hand in das Zimmer der Frau von Volkersdorf, die den geliebten Neffen mit mütterlicher Freude empfing, ſich von ihm alles erzählen ließ, was ſeit ihrer Trennung mit ihm vorgegangen, und nicht ermangelte, gute Lehren über das Sündliche des Zweykampfes einzuſchalten. Katharine ſaß neben ihm, ihre Hand in der ſeinen, ſie hörte ihn erzählen, aber ſie dachte nur das Glück, ihn wieder zu haben, und gab auf ſeinen Bericht von der Schlacht, und der Flucht der Türken, welchen ſeine Tante ſehr umſtändlich forderte, nicht genau Acht. O

wie glücklich wäre sie jetzt gewesen, wenn nicht der Gedanke an das Gelübde der Mutter ihren stillen Himmel getrübt hätte!

So lange Katharine über Sandors Leben in Ungewißheit schwebte, hatte sie jenen Punct gar nicht mehr berührt. Ihr Entschluß war gefaßt. Warum sollte sie die Mutter mit vergeblichen Erörterungen belästigen? War Sandor todt, so verließ sie gern die Welt, um in einem frommen menschenfreundlichen Wirken einen Zweck und Gehalt ihres Lebens zu finden. Aber seit Kolschützky ihr die Nachricht seines Wohlbefindens gebracht, seit sein Brief ihr von Neuem die ganze Gluth seiner treuen Neigung gezeigt, und mit dem Entsatz der Stadt der Augenblick der Entscheidung herbey kam, erhoben Zweifel und Angst sich wieder in ihrer Brust. Sie versuchte es auf Umwegen die Mutter auszuforschen, und fand sie stets dieselbe. Ja das unglückliche Loos ihrer ältern Tochter, das Katharine durch Kolschützky erfahren, und davon ihrer Mutter, so viel diese wissen mußte, mitgetheilt hatte, schien auf den ängstlichen Character dieser Frau den allerungünstigsten Eindruck gemacht zu haben. Sie sah nichts als die Strafe des Himmels für das gebrochene Gelübde darin. Ihr

Schwiegersohn ein Staatsverbrecher, im Kerker, des Verstandes beraubt, ihre Tochter zeitlich und vielleicht auch ewig elend! Wie konnte sich das Mißfallen Gottes an dem Raub der Himmelsbraut deutlicher ausdrücken? Tag und Nacht schwebte dem beängsteten Mutterherzen das Bild der geliebten, der unglückseligen Tochter vor. Ihre Verzagtheit ging so weit, daß sie anfing, sich zu kasteyen, daß sie mit Disciplin und Cilicium für die Tochter büssen wollte, um nur einen Theil der Strafen, die Gott auf diese gelegt, von ihr zu nehmen, und besonders um sie von dem Fluch ewiger Verdammniß, welcher sie nach ihrer Mutter Meinung sicher treffen mußte, durch solche Opfer zu befreyen. Bey dieser Stimmung durfte es Katharine kaum wagen, ihrer Hoffnungen zu erwähnen. Sie kannte die Mutter und sie zählte auf nichts, als auf das Zureden des frommen und weisen Bischofs Collonits, von dem allein sie einige Wirkung auf das bestürzte Gemüth der Mutter hoffte.

Jetzt, da Sandor da war, da das Längsterwartete zur Sprache kommen mußte, faßte die Furcht sie aufs Neue, und der Anblick des Geliebten füllte sie mit Freude und Schmerz zugleich, und fesselte dadurch jede ihrer Empfin-

dungen noch enger an ihn. Sie fand ihn in jeder Rückſicht ſo edel, ſo verſtändig, ſo liebevoll, daß das Glück, mit ihm zu leben, ihr im himmliſchen Lichte erſchien, und ſie, wie mit ihren Blicken, ſo auch mit ihren Wünſchen, mit ihrer ganzen Seele an ihm hing.

Noch ſaßen ſie alle drey in inniger Liebe und Freude vereinigt, als man eine Ordonnanz meldete, welche den Herrn Rittmeiſter ſuchte und ihm zu wiſſen that, daß gegen zehn Uhr der Einzug des Königs von Pohlen mit dem Commandirenden Statt haben, und dann das Tedeum bey den Auguſtinern gehalten werden würde. Sandor ſprang auf, er umarmte Mutter und Couſine, gürtete den Säbel um, und mußte lächeln, daß ihn der König ſo genau zu finden gewußt hatte, worüber Katharine hoch erröthete. Dann eilte er ſchnell fort, um ſich bey ſeinem Könige an dem Platz, der ihm gehörte, einzufinden. Katharine aber beredete die Mutter, mit ihr zu den Auguſtinern zu gehen, und dem Gottesdienſte beyzuwohnen. Dießmahl verſtand ſich die erfreute Matrone gern dazu, und ſie warteten nur die Generalinn ab, um mit ihr einen anſtändigen Platz zu bekommen.

Der Zug der Sieger ging beym Stuben-

thor herein, [28]) weil die übrigen noch alle verrammelt und für Pferde unzugänglich waren, bey der Stephanskirche vorüber, durch die Kärntnerstraße und über den neuen Markt nach der Kirche der Augustiner. Vor dem König wurden als Siegestrophäen die Türkischen Fahnen und Roßschweife getragen, und des Großveziers Leibroß geführt. An seiner Seite ritten Starhemberg, der Prinz von Pohlen, der Churfürst von Bayern, die übrigen Deutschen und Pohlnischen Generäle ohne Beobachtung des Ranges, dann unter vielen deutschen und pohlnischen Offizieren Scalvinoni und Szalatinsky, die sich freundschaftlich begrüßten und nahe zusammen hielten. Das Volk strömte auf allen Seiten herbey, man suchte sich dem Könige, dem Helden des Tages, zu nähern, sein Pferd, seinen Säbel, sein Kleid zu berühren, um einst den Enkeln sagen zu können, daß man den großen Helden, den Christenretter, Johann Sobiesky, gesehn. Alles schrie, alles jubelte; ein freudiger Taumel hatte sich der ganzen, gestern noch so hartbedrängten, Stadt bemächtigt. Vor der Kirche saß Alles von den Pferden ab, und wie der König in selbe trat, regten sich seit langer Zeit wieder die Glocken auf allen Thürmen der Stadt, und die

erſte Bewegung ihrer Freyheit war dem Herrn des Himmels geweiht. Katharine hörte den frommen, ſo lang entbehrten Schall mit inniger Bewegung. Sie ſah den König, den Commandirenden, die übrigen Großen, und endlich ihren Sandor an Scalvinoni's Seite durch die Menge, deren lauten Jubel nur die Heiligkeit des Orts in Schranken hielt, gegen die Loretto-Kapelle [29]) in der Mitte der Kirche zuſchreiten, wo alle die ruhmgekrönten Kämpfer des geſtrigen Tages ſich ehrerbiethig auf ihre Kniee niederließen, und als chriſtliche Helden dem Allmächtigen die Erkenntniß ihrer Abhängigkeit, und den innigſten Dank für ſeine gnädige Hülfe zollten.

Nachdem das heilige Meßopfer geendigt war, trat Sobiesky an den Altar, und ſtimmte ſelbſt das Tedeum an, das dann vom Chore herab mit Trompeten und Pauken beantwortet wurde, und in welches alle anweſenden Pohlen und Deutſche einſtimmten. Hierauf beſtieg der ehrwürdige Markus d'Aviano die Kanzel und predigte über den Text: Und es war ein Menſch von Gott geſandt, der hieß Johannes — und aller Augen wandten ſich

auf den Retter, den Helden des geſtrigen und heutigen Tages. [30])

Während des Tedeums donnerten dreyhundert Kanonenſchüſſe rings um den Wall und beruhigten die Bewohner der fernen Gegenden, welche aus dem geſtrigen plötzlichen Verſtummen des Geſchützes auf die Eroberung der Hauptſtadt durch den Feind geſchloſſen, und das Unglücklichſte für ſich ſelbſt vorgeſehn hatten.

Der König verließ die Kirche, und in der Aufwallung ſeiner ſchönen Freude umarmte er Jeden, der ſich ihm näherte, und auch Sandor bekam einen herzlichen Gruß; dann gings zur Tafel bey Starhemberg. Katharine eilte freudetrunken von allem dem, was ſie geſehn und gehört, nach Hauſe, und als nach der Tafel Szalatinsky ſich wieder bey ihr einfand, konnte durch die Jubel des heutigen Tages, und alles, was er ihr von dem edlen Sobiesky zu erzählen wußte, kein trüber Gedanke in ihrem Herzen aufkommen.

Während dieß in der Stadt vorging, war ein großer Theil der Bewohner hinaus ins verlaſſene Türkenlager geeilt, um ſeine zurückgebliebenen Schätze und Gräuel zu ſchauen, um ſich von den erſten zuzueignen, was nur jedes

zu ergreifen und zu ſchleppen vermochte. Rings zerſtreuten ſich die begierigen Haufen, und mancher fand in dem, was ihm von der Beute zu Theil geworden, reichen Erſatz für den erlittenen Verluſt an Haus oder Habe, und Entſchädigung für die ausgeſtandene Angſt.

Mitten unter dieſen nach Gewinn und Gütern lüſternen Haufen erſchien jetzt der fromme Biſchof Collonits, von einigen ſeiner Geiſtlichen und von angeſehenen wohlthätigen Gliedern der Bürgerſchaft begleitet. Ihm hatten Kolſchützky's Angaben einen ganz andern Schatz in dem Lager der Türken bekannt gemacht. Er ſuchte, und fand, und ſammelte um ſich gegen fünfhundert verwaiſete, verlaßne Chriſtenkinder, die zwiſchen den Zelten ihrer grauſamen Sieger herumliefen. Er ließ ſie zu ſich führen, nahm ſich ihrer aller an, und führte die ganze Schaar, die ſich um den liebevollen Vater der Armen drängte, als ſeine einzige aber koſtbarſte Beute in die Stadt zurück. Dort ſorgte er für ihre Verpflegung und Erziehung, und erntete im Bewußtſeyn, ſo viele Seelen erhalten, zum Heil, zur Rechtlichkeit und bürgerlichen Exiſtenz geführt zu haben, den ſchönſten Lohn ſeiner That.

Abends bezog Sobiesky sein Lager bey Eberstorf; denn um die Stadt herum war die Luft durch so viele modernde Leichen von Menschen und Thieren verpestet. Am vierzehnten September langte Leopold der I. auf dem Wasser zu Nußdorf an. Der König, die Churfürsten, der Herzog von Lothringen, Starhemberg u. s. w. ritten ihm entgegen, er zog in die Stadt ein, wo der Bischof Collonits das Hochamt und Tedeum in der Stephanskirche hielt, besprach sich mit seinen Feldfürsten, und verließ dann ebenfalls Wien wieder, um es, wenn alles im gehörigen Stand seyn würde, wieder zu sehen. Sobiesky brach mit seinem Heere auf, den Türken nach Ungarn zu folgen[81]). Sandor begleitete ihn bis Gran; aber der König verbath sich mit freundlichem Lächeln seine weitern Dienste, und versprach ihm bald die Freyheit zu geben, seinem Kaiser und seinem Herzen zu gehorchen. Auch Frau von Volkersdorf äußerte den Wunsch ihren gütigen Wirthinnen nicht länger überlästig zu seyn, und drang zugleich in sie, auf einige Zeit, bis die Stadt gereinigt und für die Gesundheit der Bewohner gesorgt seyn würde, ihren Aufenthalt auf Clamm zu nehmen. Das mußte Frau von

Preyſing als eine Reiſe, die ihre Kräfte und ihre Jahre nicht mehr geſtatteten, verbitten; aber ſie dankte der Freundinn herzlich, und beſchloß, in ihrem Hauſe auf der Wieden, das ſeiner Entlegenheit wegen ziemlich geſchont und von der Anſteckung der böſen Luft ferne war, mit ihrer Tochter einige Wochen zuzubringen.

Katharine war froh, ihre Mutter nach dem lieben väterlichen Schloß begleiten, und aus der trüben Nähe des Kloſters zu den Himmelpfortnerinnen zu kommen, das ſie nie ohne Angſt erblickte. Sehr ſchmerzlich war ihr indeſſen der Abſchied von Frau von Preyſing und ihrer Tochter; aber dieſe letzte verſprach, ſie nächſtens auf Clamm zu beſuchen, und ſo ging denn die Abreiſe unter viel freundlicheren Ausſichten vor ſich, als vor drey bis vier Monathen die Fahrt von Clamm nach Wien angetreten worden war, beſonders da Sandor ſich vorgenommen hatte, ſobald es ſeine Pflicht geſtattete, zu Katharinen zu eilen.

Auf Schloß Clamm angelangt, vergingen einige Tage mit den erſten Einrichtungen in der langentbehrten Heimath. Katharine hüthete ſich wohl, den gefürchteten Gegenſtand zu berühren; aber die Mutter ließ ſie nicht lange in Unge-

wißheit. Wie das Geräuſch der erſten Tage vorüber war, begann ſie in einer einſamen Stunde das Geſpräch über die Einkleidung Katharinens, als über ein ganz nahes Ereigniß, und dieſe ſah mit Schrecken, daß in jenem Gemüthe nichts vergeſſen, nichts geändert worden war. So ſchonend als möglich, aber auch ſo beſtimmt, als es nur einer Tochter ziemen wollte, erklärte ſie ihren entſchiedenen Widerwillen gegen das Kloſter, und ihren, ſo wie Sandors Wunſch, nach dem Willen ihres Vaters vereinigt zu werden. Sie ſtellte der Mutter vor, daß ſie ſie auf ihr ganzes Leben unglücklich machen würde, ſie weinte, ſie bath; die Mutter weinte mit ihr — aber ſie beſtand feſt auf ihrem Gedanken, mit dieſer Tochter ſtatt der andern das unerläßliche Opfer zu erfüllen.

Es gab nun viele und ſehr ſchmerzliche Auftritte zwiſchen Mutter und Tochter. Dieſe wußte ſich bald keinen Rath mehr, und ſchrieb in ihrer Angſt an den Biſchof, der ebenfalls in ſeinen Sprengel zurückgekehrt war. Collonits antwortete ihr ſogleich — es war die Sprache eines liebevollen Vaters, und eines erleuchteten Dieners Gottes, welche in dieſem Briefe herrſchte — und verſprach, nach Beendigung ſeiner drin-

gendſten Geſchäfte zu ihr zu kommen. Er tröſtete, er beruhigte ſie, und zweifelte nicht, durch ſein Zureden ihre Mutter zur Änderung ihres Entſchluſſes zu vermögen. Katharine faßte neuen Muth, und eben in dieſer Zeit der erhöhten Zuverſicht traf auch Sandor in Clamm ein, um, wie er hoffte, ſich nie wieder von der Geliebten zu trennen.

Die Tante empfing ihn mit mütterlicher Freude; aber in den erſten Stunden ungeſtörten Beyſammenſeyns entdeckte ihm Katharine den Stand der Dinge. Szalatinsky ſchien es unmöglich, daß die Tante mit ſolcher Halsſtarrigkeit einen Plan verfolgen ſollte, der nur in der übergroßen Ängſtlichkeit ſeinen Grund hatte, und dem ſonſt Vernunft, Mutterliebe und die Meinung der ganzen Welt widerſprachen. Er nahm ſich vor, mit der Tante zu reden. Er wollte ſanft und ſchonend ſeyn, wie ihn Katharine gebethen; aber die Furcht, das geliebte Mädchen zu verlieren, und ſeine eigne Anſicht vom Kloſterleben miſchten ſich unwillkührlich in die Gründe, welche er der Tante vortrug, und ſtatt ſie ſeinen Wünſchen geneigter zu machen, verſchüchterte er ſie, und bewirkte nichts für ſeinen Zweck. Mächtiger aber als jene Vorſtel-

lungen, die ſie weder faſſen noch billigen konnte, ſprachen des Jünglings trüber Blick, und die rührenden Bitten, mit denen er in ſie drang, nicht ſein ganzes Glück zu zerſtören. Frau von Volkersdorf wurde ängſtlich, bewegt, ſie weinte um Sandor, wie ſie mit Katharinen geweint hatte; aber das Kloſterproject blieb, wie es war.

Da kam ein Brief aus der Neuſtadt, und erſtaunt erblickte Frau von Volkersdorf das biſchöfliche Siegel, und das des gräflichen Hauſes von Collonits vereinigt auf demſelben. Er war von dem Biſchofe, der unter dem ſchmeichelhaften Vorwande, die liebe Pflegerinn ſeiner Kranken, Fräulein von Volkersdorf, zu ſehen, um die Erlaubniß anſuchte, auf ſeiner Viſitations-Reiſe, die er nach den Drangſalen des Krieges in ſeinem Sprengel nothwendig hielt, auf Clamm einſprechen zu dürfen. Frau von Volkersdorf war ganz entzückt über dieſe Ehre; die jungen Leute ſahen ſich verſtohlen lächelnd an, und ein neuer Hoffnungsſtrahl ging in ihren Seelen auf.

Am dritten Tage erſchien der Biſchof. Zu Pferde, nur von einem ſeiner Geiſtlichen und einem Bedienten begleitet, in apoſtoliſcher Einfalt zog der würdige Seelenhirt durch das Thal,

und die kindliche Achtung, die fromme Zuversicht, mit der alles in den Dörfern und einzelnen Hütten dem geistlichen Vater entgegenlief, und dankbar den Segen, den er ihnen ertheilte, empfing, zeugten von dem Geiste, den er in seinen Untergebenen zu wecken und zu unterhalten wußte. Was nur das Schloß und die Umgegend von Bequemlichkeiten und Genüßen vermochte, hatte die gute Matrone herbeygeschafft, und sie und ihre Tochter bemüheten sich um die Wette, dem verehrten Mann den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm als möglich zu machen.

Mit eben so viel Würde als Klugheit wußte er bey einer schicklichen Veranlassung, als er sich mit der Frau von Volkersdorf allein befand, das Gespräch auf Katharinens Verbindung mit dem jungen Manne zu bringen, den er hier im Schlosse traf, und von dem das Gerücht ihm gesagt hatte, daß er von dem verstorbenen Herrn von Volkersdorf seiner Tochter zum Gemahl bestimmt worden sey.

Das war so, hochwürdigster Herr Bischof! erwiederte die Matrone mit niedergeschlagenem Tone—und ich freute mich dieser Verbindung, und daß der Sohn meiner Schwester, der treff-

liche junge Menſch, auch mein Sohn werden ſollte. Der Himmel hat es aber anders beſchloſſen, ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu.

Wie ſo? fragte der Biſchof. Und Frau von Volkersdorf erzählte nun mit der Schonung, die ſie gern für die geliebte Tochter Ludmilla hatte, deren erſte Beſtimmung fürs Kloſter, den veränderten Entſchluß, indem ſie ohne Zuſtimmung ihrer Familie dem Grafen Zriny ihre Hand gereicht, und wie ſie, die Mutter, es dann für ihre Pflicht gehalten habe, die jüngere Tochter an die Stelle der ältern treten zu laſſen.

Der Biſchof ließ ſie vollenden, und fragte ſie dann, ob Katharine Luſt zum Kloſter, oder einen Beruf in ſich ſpüre?

Das mußte Frau von Volkersdorf verneinen; und nun begann der fromme Geiſtliche, ihr liebreich und weiſe alle Gründe darzulegen, die Vernunft und wahrhafte Gottesfurcht gegen einen ſolchen erzwungnen Schritt einwenden können. Er ſuchte ihre Mutterliebe gegen ihre zuweit getriebene Frömmigkeit zu erregen. Er that, was er konnte—aber er gelangte nicht an ſein Ziel. Frau von Volkersdorf wußte allen ſeinen Gründen nichts anders entgegenzu-

ſetzen, als ihre Furcht vor ewiger Verdammniß, und die ſchon beginnende Strafe Gottes, welche ſich in dem unſeligen Schickſal ihrer älteſten Tochter offenbare.

Vergebens erklärte ihr der Biſchof, daß Ludmillens Ungehorſam, und ihr Ergeben an eine heftige Leidenſchaft ſchon allein hinreichten, den Unwillen des Himmels, und die natürlichen Folgen eines ungeregelten Betragens nach ſich zu ziehen. Frau von Volkersdorf konnte das nicht faſſen, und nach langen Erörterungen, nach mehreren erſchütternden Auftritten war die verzagte Frau endlich dahin gekommen, über alles, was ſie thun und glauben ſollte, ungewiß zu werden—nur darüber nicht, daß ſie und alle ihre Kinder ewig verdammt ſeyn würden, wenn das dem Himmel gemachte Gelübde nicht gehalten würde. Hiervon brachte kein Zureden, kein Ermahnen des Biſchofs ſie ab; es diente nur dazu, ihre Angſt zu einer Art von Verzweiflung zu ſteigern, die ſie in einen mitleidsvollen Zuſtand verſetzte.

Der Biſchof von Neuſtadt, nachdem er drey Tage in dieſem vergeblichen Beſtreben auf Schloß Clamm zugebracht hatte, verließ es endlich wieder, tiefbekümmert um Katharinens und San-

dors Schicksal, dem er bey dieser Stimmung der Mutter keinen guten Ausgang prophezeihen konnte. Die Gemüthsbewegungen, welche seit mehr als einem Jahr durch Ludmillens Entweichung, durch die Schrecken der Belagerung und jetzt noch zuletzt durch Kummer und Gewissensangst die Matrone erschüttert hatten, zeigten nach des Bischofs Abreise ihre schädliche Einwirkung auf die Gesundheit derselben. Sie mußte sich legen, sie fühlte sich bald bedenklich krank. Sandor und Katharine wichen nicht von ihrem Lager. Der Arzt, den Sandor selbst aus Neustadt gehohlt hatte, fand die Krankheit für den Augenblick nicht eben lebensgefährlich, aber er erklärte, daß Ruhe und Erhohlung die unumgänglichsten Erfordernisse wären, um diesen ganz geschwächten Körper herzustellen, damit nicht aus dem augenblicklichen Übel ein schleichendes werde. Katharine hörte diesen Ausspruch, und in ihm ihr Todesurtheil. Sie warf einen Blick, wie einer Sterbenden, auf Sandor, und verließ das Zimmer.

Von diesem Augenblick an arbeitete ein Entschluß in ihrem Innern, der ihr um so schmerzlichere Kämpfe kostete, als sie fest entschlossen war, bis sie nicht in sich selbst klar und gefaßt

seyn würde, weder vor der Mutter noch vor dem Geliebten etwas davon kund werden zu lassen. In dieser Absicht vermied sie, so viel sie konnte, mit Sandor allein zu seyn. Sie entzog sich seinen Gesprächen, den Beweisen seiner Zärtlichkeit, und litt doppelt, wenn sie sah, daß der treue Freund, dem es Bedürfniß war, ihr jeden seiner Gedanken und jedes Gefühl mitzutheilen, diese Entfernung mit immer steigendem Unmuth trug. Nur die Einsamkeit ihres Zimmers vor dem Bilde der Mutter Gottes, oder das Oratorium der Schloßkapelle waren Zeugen ihres Kampfes. Dorthin floh sie, wenn sie Sandor am Bette der Mutter ihr düster gegenüber sitzen und zuweilen einen Blick voll Schmerz und Vorwurf auf sie richten sah, wenn sie seine Liebe und Aufmerksamkeit für sie und seine kindliche Anhänglichkeit an ihre Mutter erkannte, und ihm nicht helfen konnte. Durfte sie die Qual ihrer Mutter ungerührt sehen? Konnte sie den Gedanken ertragen, daß diese Angst vielleicht das Leben derselben gefährden und ihr einst die Ruhe im Sterben rauben könnte?

Nein! Das Opfer mußte gebracht, das Herz der Mutter, der sie Leben, Pflege, Erziehung

dankte, beruhigt werden! Was dann aus ihr selbst werden sollte, würde Gott wissen und lenken! Ihr blieb kein anderer Ausweg. Es war auch nicht der eigne Schmerz, der sie so tief beugte; es war der Kummer des Geliebten, seine zerstörten Hoffnungen. Nach und nach arbeiteten sich diese Gedanken aus ihrer Brust empor. Sie bethete, sie fühlte die Erhörung in stiller Ruhe sich in ihr zerrissenes Gemüth senken, und die wunden Stellen desselben mit überirdischen Trost lindernd berühren. Eines Abends, als die Mutter sich etwas leidlicher fühlte, und die Anwesenheit einer alten Bekannten auf Schloß Clamm für ein Paar Tage ihr die Freyheit gewährte, sich auf eine längere Zeit aus dem Krankenzimmer entfernen zu dürfen, faßte sie ihr Herz mit Kraft zusammen, suchte Sandor auf, der auf dem Walle der Burg in trüben Gedanken auf und ab wandelte, und schlug ihm einen Gang im Garten vor, um, wie sie sagte, Luft zu schöpfen, was ihr schon seit fünf bis sechs Tagen nicht möglich gewesen sey. Freudig nahm Sandor dieß Anerbiethen an, und sie gingen.

Der Garten war klein, wie es eben der Raum auf dem Felsenrücken, auf dem das

Schloß lag, gestattete. Der Großvater Katharinens, der in Niederland und Holland gewesen war, und dort Liebe zur Gärtnerey gelernt hätte, hatte mit beträchtlichen Kosten den Grund hier ebnen, dort die Ungleichheiten ausfüllen, die sonnigen Plätze an den Felsenwänden klüglich benützen, und so einen kleinen aber sehr niedlich und wohlgepflanzten Garten anlegen lassen, an welchem er viele Freude fand, und der auch noch unter Katharinens Vater, und fortan, zwar nicht mehr mit demselben Kostenaufwand, aber doch anständig unterhalten wurde. Hierher führte Katharine den Freund. Es war gegen Abend; die Sonne des heitern Herbsttages war bereits hinter den Gebirgen hinabgesunken. Nur einige blaßröthliche Wolken segelten noch vor einem leichten Abendwind durch den dämmernden Himmel. Auf der andern Seite erhob sich die Mondessichel über den östlichen Tannenwald, mischte ihren wachsenden Schimmer mit dem letzten Schein des sinkenden Tages, und breitete ein magisches Licht über die Gegend. Feyerliche Stille schien über derselben zu schweben, recht geeignet zu der feyerlichen Erklärung, die Katharine sich vorgesetzt hatte, ihrem Freunde in dieser Stun-

de zu geben. Sie wandelten durch den ſtillen Garten; von fern rauſchte im Thale der Bach, und zu ihren Füßen das welkende Laub, das der Herbſt auf den Boden geſtreut hatte, und das ihnen durch die halbentblätterten Äſte einen freyen Blick in den klaren Himmel vergönnte. Rings um ſie flüſterte der Abendwind im leichtfallenden Laub, und wiegte die Häupter der Äſtern, die im bunten Farbenſpiel auf den wohlgepflegten Beeten prangten. Alles mahnte an den Abſchied der herrlichen Freuden, an die nahe Grabesſtille des Winters. Sandors Stimmung war in vollem Einklang mit der Natur, er hatte Katharinens Hand gefaßt, ſchaute um ſich her, und ſagte: Wie alles ſchon ſo herbſtlich ausſieht, ſo ſtill und ſo traurig! Katharine! — Was wird noch aus uns werden? Er war ſtehn geblieben, ſah ihr mit ernſtem Blicke ins Auge und ſeufzte aus tiefer Bruſt.

Katharine ſchauderte innerlich. Der Moment der Erklärung war gekommen. Sandor ſelbſt hatte ſie mit dieſer Frage eingeleitet, ſie hatte es gewünſcht, und jetzt zitterte ſie davor.

Ach, das weiß Gott im Himmel! antwortete ſie: Ich habe den Muth nicht mehr, glück-

lich werden zu wollen, wenn es nur auf Koſten der Gemüthsruhe meiner Mutter iſt —

Was ſagſt du? rief Sandor, und ließ ihre Hand fahren, indem er erblaſſend zurücktrat.

Höre mich, Sandor, aber ſieh mich nicht ſo ſtarr, ſo wild an! Ach glaubſt du denn nicht, daß es mich genug gekoſtet hat! Aber ich fürchte, es iſt meine Schuldigkeit. Ich kann — ich darf nicht die Deinige werden. Sie ſagte das letzte kaum hörbar, und ſchluckte die bittern Tropfen hinunter, die aus ihren abgewandten Augen über die blaſſen Wangen und Lippen rannen.

Katharine! rief Sandor: Du biſt es, die das ſagt! Kannſt du mich denn laſſen?

Katharine lehnte ſich an ſeine Bruſt, und weinte unaufhaltſam.

Nein! rief er: Nein! Du liebſt mich nicht.

Sie erhob die Augen, und ſah ihn durch Thränen an, ohne etwas ſagen zu können.

Oder nicht, wie ich dich liebe, ſagte er: Ich kann nicht leben ohne dich, und es iſt mir ganz undenkbar, wie ſich ohne dich meine Zukunft geſtalten ſoll.

Und glaubſt du denn, daß es für mich noch eine Zukunft geben kann, wenn ich erſt einmahl

das entſetzliche Gelübde werde ausgeſprochen haben? fragte ſie.

Du wollteſt alſo? rief er mit bebenden Lippen, tödtlich erſchrocken: Du wollteſt wirklich—

Thun, was ich nicht laſſen kann, erwiederte ſie—der Mutter Ruhe im Leben, Troſt im Tode, und ihre Geſundheit wieder geben. Ich bin ja ihr Kind — es iſt ja meine Pflicht —

Und ich? fragte Sandor dumpf.

Lieber Sandor! ſagte Katharine, indem ſie den Arm um ſeinen Nacken ſchlang und ihm zuverſichtlicher in die Augen blickte: Du biſt Mann, Soldat, Gutsherr. Dich ehren deine Landsleute, dir iſt der große Pohlenkönig gut. Dir kann es nicht an einem nützlichen und ehrenvollen Wirkungskreis für deine Kräfte fehlen. Die Welt hat ihre Anſprüche an dich, dieſe biethen dir Beſchäftigung, Zerſtreuung.

Sandor ſchüttelte den Kopf. Sprich mir nicht alſo! ſagte er: Mit zerriſſenem Gemüth, mit gelähmter Kraft führt man nichts aus. Du brichſt mein innerſtes Leben, wenn du dich mir entziehſt. Aber du kannſt noch an Leben und Wirken denken, wenn du von mir geſchieden biſt. Du liebſt mich nicht!

Katharine ſchwieg. Sie wollte lieber ſeinen

Vorwurf tragen, als ihn die Schmerzen ſehen laſſen, welche ihre Bruſt zerfleiſchten. — Ob ich dich liebe, und wie ſehr, begann ſie nach einer Weile, das iſt Gott bekannt. Ich kann es nicht ſagen. Ich muß es dulden, wenn du mich kalt, wenn du mich untreu glaubſt. Nur das weiß ich, daß ich die Mutter nicht mehr kann leiden ſehn, nachdem ich weiß, es ſteht in meiner Macht, ihr zu helfen.

Und gegen mich haſt du keine Verpflichtung? rief Szalatinsky: Ob ich zu Grunde gehe —

Das wirſt du nicht, Sandor! Ich kenne dich. Du biſt ſtark, du biſt fromm, und du haſt einen heiligen Begriff von dem, was der Menſch ſich ſelbſt und ſeinen Nebenmenſchen ſchuldig iſt. Sandor! Wir müſſen unſere Pflicht erfüllen; glücklich aber? — ja, glücklich müſſen wir nicht ſeyn. Sie ſchwieg wieder, und ſah zu Boden. Szalatinsky ſtand ſtumm neben ihr. —

Und was ſoll denn alſo werden? Du willſt ins Kloſter gehen? fragte er dumpf.

„Nicht ſo eigentlich. Ich will mit der Mutter unterhandeln. Ich will — ich werde“ — Sie hielt inne, ſie zitterte, ihre Zähne ſchlugen aneinander, indem ſie das entſetzliche Wort aus-

sprechen wollte. Ach Gott! rief sie: Ich kann nicht! Sie warf sich an Sandors Brust und weinte.

Sandor drückte sie heftig an sich. Was kannst du nicht, mein süßes Kind? sagte er nach einer Pause.

Ich muß doch können! rief sie, und richtete sich matt aus seinen Armen auf: Ich muß doch können dir entsagen.

Katharine! rief Sandor wild —

„Unterbrich mich nicht! Das, was ich sagen muß, kostet mich so viel! — Ich will nicht heirathen, aber ich will auch keine Nonne werden, wie die Mutter es meint. Soeur grise will ich werden, die Kranken pflegen, die Unglücklichen trösten, mit den Betrübten weinen, meine Kräfte anstrengen, meine Gesundheit opfern, und vielleicht, vielleicht um so eher sterben.“ Sie sagte das, indem ihr Haupt müde an Sandors Brust sank, und sie zitternd und todtenblaß in seinen Armen liegen blieb.

O Gott! rief er: Ich glaube, du stirbst jetzt schon. Erhohle dich, Katharine! mein theures Mädchen!

Das wäre ein Glück! sagte sie, und schlug das weinende Aug sehnsüchtig zum Himmel:

Doch nein, das wäre zu ſchön! Das darf ich nicht hoffen!

Sandor hielt ſie weinend umarmt. Jetzt in dieſem Augenblick, wo er ſich von ihr losreiſſen ſollte, fühlte er den ganzen Werth dieſes Herzens. Auch gab er ſo ſchnell nicht nach. Als ſie ſich ein wenig erhohlt hatte, führte er ſie ſchonend ins Schloß zurück; aber den Gedanken, ihr zu entſagen, konnte er noch nicht faſſen. Es bedurfte mehrere Tage, mehrere Unterredungen wie dieſe letzte, um endlich die Überzeugung in ihm klar werden zu laſſen, daß Katharine nicht anders handeln könne, daß ihrer Mutter Leben oder wenigſtens deren Gemüthsruhe auf dem Spiele ſtehe, und daß, wenn dieſer Punct nicht befriedigend für Katharinens Bewußtſeyn entſchieden würde, ſie ſelbſt an ſeiner Seite niemahls glücklich werden könne. Als endlich auch ihm dieſe Anſicht bekannter, und einleuchtend wurde, da galt es noch in ſeiner Seele einen ſchweren Kampf, um für ſein ganzes Leben von dem Glücke und dem Werth desſelben zu ſcheiden, den ſein treues Herz nur in dem Beſitz des von Kindheit an geliebten Weibes fand. Auch war es ihm ſchlechterdings unmöglich, jeder Hoffnung ſo ganz und gar zu entſagen. Er

ſann und ſann, und endlich entwickelte ſich der Gedanke in ihm, nach Rom zu gehn, und vom Papſt ſelbſt die Entbindung jenes unſeligen Gelübdes für ſeine Tante nachzuſuchen. Aber er verſchwieg ihn Katharinen, um im Falle des Nichtgelingens keine vergebliche Hoffnung in ihrer Bruſt zu erwecken, die ihren Schmerz jetzt mit ſo viel Ergebung trug.

Als er dieß bey ſich beſchloſſen, ſprach er mit Katharinen zum letztenmahl noch über ihren Verſatz. Er fand ihn unwiderruflich, und ſo widerſetzte er ſich ihrem Vorhaben nicht mehr, mit der Mutter zu ſprechen. Katharine dankte ihm mit bebenden Lippen für ſeine Einwilligung.— Nun war das Opfer vollendet, und ſie auf ewig von dem Geſpielen der Kindheit geſchieden. Noch einen Tag verſchob ſie die allzuſchmerzliche Erklärung; ſo lange gehörte ſie noch ihrem Sandor, und es that ihr ſo wohl, dieß noch denken zu können. Am Morgen verrichtete ſie ihre Beicht bey dem Schloßkaplan, dem Nachfolger Pater Iſidors, der ihm freylich weder an Geiſt noch an Strenge glich, empfing das Abendmahl—denn ſie betrachtete ſich als eine Sterbende — und ging ſodann zur Mutter, ihr ihren Entſchluß anzukünden.

Frau von Volkersdorf hatte heut einen leidlichen Tag; sie empfing Katharinen freundlich und bemerkte mit Bestürzung, wie übel diese aussah. Katharine aber, ohne auf dieß zu antworten, hieß die Kammerfrau hinausgehn, kniete am Bette der Mutter nieder, bath sie um Verzeihung, daß ihre Weigerung, den Willen derselben zu erfüllen, dieser schon so lange so viel Kummer gemacht, und erklärte sich nun bereit, dieß Opfer zu bringen, nur mit der einzigen Bedingung, daß sie keine förmliche Klosterfrau werde, sondern unter Angelobung der drey geistlichen Gelübde, Armuth, Keuschheit und Gehorsam für ihr ganzes Leben in den Orden der **Soeurs grises** treten dürfe. Frau von Volkersdorf wußte in ihrem freudigen Schrecken kaum, ob sie auch recht gehört habe. So sollte es denn geschehen, wornach ihre zagende Seele so lange gerungen und gestrebt hatte! Eines ihrer Kinder war dem Himmel geweiht, und der Fluch von ihrem Haupte genommen! Mit hoch emporgehobnen gefalteten Händen, mit zitternder Stimme dankte sie Gott für diese unverhoffte Gnade, und wendete sich dann zu dem gehorsamen Kinde, um segnend die Hand auf ihr Haupt zu legen. Erschrocken sah sie

dieſe ohnmächtig umſinken, ſie ſchellte, ſie rief; die Zofen eilten herbey, man brachte Katharinen auf einen Sitz. Sie erhohlte ſich wieder; aber dieſer Unfall zeigte jedem, nur der beglückten Mutter nicht, daß des Mädchens Herz gebrochen ſey. Frau von Volkersdorf war ſo ſelig in der Erfüllung ihres Wunſches, ſo überzeugt, daß der Entſchluß zum geiſtlichen Stande Geſundheit und Glück für Leib und Seele mit ſich bringen müſſe, daß ſie in froher Täuſchung Katharinens übles Ausſehn, und alles, was befremdendes in ihr erſchienen war, den Folgen des Krankenwartens und des ſteten Verweilens in eingeſchloſſener Luft zuſchrieb. Sie ſelbſt fühlte auf der Stelle, oder glaubte wenigſtens eine auffallende Beſſerung ihres Zuſtandes zu fühlen; es war ihr ein Beweis von dem Segen des Himmels, der dieſem verdienſtlichem Opfer folgte, und nichts ſtörte ihre herzliche Freude, als der Gedanke, daß es doch weit beſſer geweſen wäre, wenn Katharine bey dem erſten Vorſatz geblieben und Chorfrau bey den Canoniſſinnen zur Himmelpforte geworden wäre, da das Leben einer ſolchen **Soeur grise**, die außer dem Bezirke ihres Kloſters ſich aufhalten und mit weltlichen Leuten Umgang pflegen durfte, ihr

nicht so recht klostermäßig schien. Sie schwieg indessen davon, und gab in ihrem Herzen die Hoffnung nicht auf, da sie schon so vieles erhalten, Katharinen auch zu dieser, wie sie meinte, unbedeutenden Abänderung zu bewegen.

Katharine erbath sichs, nicht bey Tische erscheinen zu dürfen, wo sie mit Sandor und dem Geistlichen, seit ihre Mutter krank war, allein zu speisen pflegte. Heut, an diesem Tage, hätte sie es nicht ausgehalten. Gegen Abend trat Sandor in der Tante Zimmer, um Abschied zu nehmen. Er wollte noch heute fort nach Wien. Wohin dann? sagte er nicht, er ließ die Tante glauben, daß er auf seine Güter gehe. Sie verwunderte sich im ersten Augenblick; indessen hatte sie in der letzten Zeit doch einige tiefere Blicke in das Herz der jungen Leute gethan, und sie begriff, daß Sandor unter den jetzigen Umständen nicht wohl mehr in Katharinens Nähe bleiben konnte. Doch that ihr sein Verlust herzlich leid. Sie entließ ihn mit Segenswünschen und Thränen. Sein Abschied von Katharinen war tief erschütternd. Sie trennte sich mit der Vorstellung von ihm, daß sie auf ewig geschieden sey, daß sie ihn lange, vielleicht nie wieder sehen würde. Er dachte an das, was

er vorhatte, aber er ſagte es ihr nicht; nur beſchwor er ſie bey allem, was ihr heilig war, mit dem unwiderruflichen Gelübde nicht zu eilen, und es durchaus nicht eher abzulegen, bis ſie Nachrichten von ihm habe. Das gelobte ſie ihm, und nun ſchieden ſie unter Thränen und Klagen, und alles, was Katharine hoffte, war, den geliebten Freund noch einmahl zu ſehn, ehe ſie ihren neuen Beruf antrat. Szalatinsky ſagte ihr auch, daß er zuerſt nach Ferrona zum Oheim und dann über Wien nach Warſchau gehen wollte; er gab ihr Adreſſen, wenn ſie ihm vielleicht etwas zu melden haben ſollte, und ſo riß er ſich zuletzt aus ihren Armen, warf ſich aufs Pferd und eilte nach Ferrona, um mit dem Oheim Rückſprache über den Schritt zu nehmen, den er zur Rettung ſeines Glückes zu verſuchen entſchloſſen war.

Katharine verſank in düſtern Trübſinn, ſo wie Sandor das Schloß verlaſſen hatte. Wer ſie früher geſehn, würde ſie kaum mehr erkannt haben, eine ſolche Veränderung war mit ihrem Innern und Äußern vorgegangen, und in eben dem Maaße, in welchem Frau von Volkersdorf ſich von ihrer Krankheit erhohlte, aufzuſtehn, ihren Geſchäften obzuliegen anfing, und täglich

an Wohlseyn und Heiterkeit zunahm, in eben dem Maaße nahm Katharinens Gestalt ab. Sie schien nur noch der Schatten des blühenden Mädchens, das sie bey ihrer Ankunft auf Clamm gewesen war. Jedermann bemerkte das, nur Frau von Volkersdorf wollte es nicht sehen, oder schrieb, wenn man sie darauf aufmerksam machte, diese Veränderung den in Wien ausgestandenen Trübsalen und dem Abschied des Jugendgespielen zu. Sie zweifelte nicht, daß die Zeit wohlthätig wirken, und wenn nur erst noch einige Wochen vergangen seyn würden, Katharinens Frohsinn und ihre Blüthe wiederkehren müßten. Aber Tag an Tag verging, und diese Besserung trat nicht ein. Schon war alles Laub von den Bäumen gefallen, der Herbst fing an dem Winter Platz zu machen, Nebel umflorten den Anfang wie das Ende jedes kürzeren Tages, und verschleyerten oft den ganzen Lauf der Sonne. Diese düstere Ansicht der Natur stimmte zu Katharinens Seelenzustand, sie war wie der Herbst düster, finster, freuden- und blüthenlos.

Die Mutter bewies ihr sehr viel Güte und suchte auf allerley Weise ihr Vergnügen zu machen. Katharine erkannte das, sie war freundlich, sie erlaubte sich keine Laune, aber aus ih-

rem blaſſen Geſichte, aus den faſt immer verweinten Augen ſprach der unheilbare Gram, der in ihrem Innern herrſchte. Dazu kam noch, daß die Mutter, in ihrem Eifer jedes Gefühl ihres Kindes mißkennend, ſeit Sandor entfernt war, erſt verſteckt, dann ganz offen in ſie drang, ihren Vorſatz, Soeur grise zu werden, aufzugeben, und doch lieber als eine rechte Chorfrau in ein ganz geſchloſſenes Kloſter zu treten. Das könnte ihr ja einerley ſeyn, meinte ſie, und da Katharine, innerlich durch dieſes Zumuthen aufs tiefſte verwundet, doch mit ſtillem Ernſt auf ihrem Ausſpruch blieb, wußte die Mutter, die ihr Gelübde auf dieſe Art nicht vollſtändig erfüllt glaubte, ſich keinen andern Ausweg, als die Ankunft Pater Iſidors zu erwarten, die er ihr für den Anfang des Winters ſicher verheißen hatte, und dann bey dieſem Manne, der ſeinen Ausſprüchen bey ihr längſt die höchſte Gültigkeit zu verſchaffen gewußt hatte, Rath und Hülfe zu ſuchen.

Noch einige Tage vergingen ſo. Katharine ſaß am Fenſter ihres Zimmers und ſchaute in die herbſtliche Landſchaft hinaus, und dachte des Geliebten wie gewöhnlich, wenn ſie allein war. Da ſah ſie einen Mann zu Pferde langſam den

Schloßberg heraufreiten, einen Reitknecht in anständiger Livree hinter ihm, der den Mantelsack des Reisenden vor sich aufgeschnallt hatte. Mein Gott! rief sie und sprang erschrocken vom Stuhl auf. Es war Pater Isidor!

So war denn nun noch eine Qual zu ihrem vorigen gefügt. Sie kannte den unerbittlichen strengen Mann, seine Macht über den Geist ihrer Mutter, und sie konnte im Voraus berechnen, welche Stürme ihr nun bevorstanden. Zitternd vor innerer Erschöpfung sank sie an dem kleinen Altärchen in ihrem Zimmer, wo unter einem geschnitzten Bild der Zellenmuttergottes ein schön gearbeitetes Crucifix, das ihr Sandor geschenkt, stand, und noch einige fromme Bilder hingen, auf den Bethschämel nieder, und schüttete ihr tiefbekümmertes Herz vor der Gottgebenedeyten aus. Ach, rief sie, du hörst dein verlassenes Kind, Mutter der Gnaden! Du weißt, wie es einem zerrissenen Herzen zu Muth ist, du, durch deren Brust sieben Schwerter gedrungen sind! O erbarme dich meiner, erbarme dich meines Sandors! — Sie blieb mit dem Gesicht auf den Händen in unaussprechlichem Schmerz liegen, indessen heiße Seufzer aus ihrem Innern zu Gott empor stiegen.

Auf einmahl ertönte hinter ihr die Stimme der Kammerfrau. Fräulein Katharine ſollte ſchnell hinüber zur gnädigen Frau kommen. Was konnte ſie erwarten? Sie wußte, wer da war, und was wahrſcheinlicher Weiſe über ſie beſchloſſen werde. Aber ſie nahm ſich vor, mit Gottes Hülfe feſt und unbeugſam bey ihrem Entſchluſſe zu bleiben und es aufs Äußerſte ankommen zu laſſen. Die Kammerfrau folgte ihr, und ſagte ihr im Hinübergehn, Pater Iſidor müſſe der gnädigen Frau ganz beſondere, und traurige Nachrichten gebracht haben, indem ſie ganz in Thränen zerfloſſen und einer Ohnmacht nahe geweſen ſey, ſo daß der Geiſtliche ins Frauenzimmer nach Hülfe rufen, und man ſie laben mußte.

Katharine antwortete nichts; der bittere Gedanke, wie wenig Segen Pater Iſidors Erſcheinung ihrem Hauſe von jeher gebracht habe, drängte ſich ihr auf. Sie eilte ſchnell über die Gänge und trat in der Mutter Zimmer, die ſie erſchöpft, blaß fand, aber aus deren bewegten Zügen eine leuchtende Freude ſtrahlte. Schon bey ihrem Eintritt rief ſie Katharinen entgegen: Sie iſt da! Ich habe ſie wieder!

Wer? fragte Katharine erſtaunt.

Deine Schweſter! mein Kind! mein geliebtes, verlornes, wiedergefundnes Kind!

Ludmilla? rief Katharine, ebenfalls hocherfreut: Ach, wo iſt ſie? Wo? Sie wollte aus dem Zimmer der Schweſter entgegen.

Gräfinn Zriny iſt noch in der Neuſtadt, erwiederte der Geiſtliche: Ich bin vorausgegangen, die gnädige Frau auf den Empfang derſelben vorzubereiten.

Mein armes Kind! rief Frau von Volkersdorf: Sie iſt Witwe, ihr Mann iſt todt!

Todt! wiederhohlte Katharine. — Sie mußte ſich ſetzen, ſo hatte die Erſchütterung auf ſie gewirkt.

Ihr ſcheint auch nicht wohl zu ſeyn, Fräulein Katharine? ſagte Pater Iſidor: Euer Ausſehen zeigt es.

Nicht doch, erwiederte die Mutter, ſie iſt nicht krank.

Ich bin nicht krank, ſagte Katharine: Nur erſchrocken. — Zriny iſt todt! — Und wie nimmt das meine arme Schweſter?

Wie ſie ſoll, erwiederte Pater Iſidor: Als Strafe und als Belohnung des Himmels.

Beydes zugleich? fragte Katharine mit bitterm Gefühl.

Ja, beydes zugleich — Strafe für ihren Ungehorsam an der Kirche und an der Mutter, Belohnung, weil des Grafen langes Leiden seine Auflösung erwünscht machte, antwortete Pater Isidor.

O armer Zriny! rief Katharine, und ihre Thränen flossen häufig: Er hat also so viel ausgestanden?

Er litt lange Zeit, es war eine zehrende Krankheit, antwortete der Geistliche, und eure Frau Schwester litt noch mehr durch seinen Anblick. Ihr wißt vielleicht nicht —

Ich weiß, sagte Katharine: Sein Verstand —

Ach Gott! rief die Mutter: Er war verrückt, wir wissen es.

Gott hat an diesem Manne die Hülflosigkeit der menschlichen Vernunft und die Folgen des Hochmuths in einem abschreckendem Beyspiel gezeigt, sagte Pater Isidor: Er erntete, was er gesäet im Unglauben, im Stolz und Empörung —

Er ist todt! erwiederte Katharine, indem sie die Hände wie bittend zu dem Geistlichen aufhob: Er hat gebüßt, der Unglückliche! Ach wie glücklich und wie beglückend hätte ein Mensch von seinen Gaben für sich und die Seinigen wer-

den können! Sie wandte ſich ab ans Fenſter, und mochte nicht mehr zuhören, wie ſtreng Pater Iſidor den Verblichenen richtete, wie er ihrer Mutter jede ſeiner Schwächen und Fehler aufzählte. Endlich ward es ihr zu viel. Sie wendete ſich um. Ihr habt ihn nicht gekannt, Mutter, rief ſie, vielleicht auch ihr nicht, Pater Iſidor, wenigſtens nicht in ſeiner Blüthe und Liebenswürdigkeit. Ich verlange Zriny nicht zu entſchuldigen, er hat an mir und meiner Schweſter gehandelt, wie nicht recht war; aber ich bitte euch, ſchont ſeines Andenkens! Laßt den Todten im Frieden ruhen!

Ihr ſeht, begann Pater Iſidor, welche Macht dieſer unſelige Menſch ſich über die Herzen derjenigen anzumaſſen wußte, die ſich ſeinem Zauberkreis genaht. So ergeht es auch Sr. kaiſerlichen Majeſtät. Könnt ihr wohl denken, daß man Thränen in des Kaiſers Augen wollte geſehen haben, als man ihm die Nachricht von dem Tod des Verräthers brachte? Eure Frau Tochter hat er ſehr gnädig aufgenommen, wie ſie ſich in Wien ihm zu Füßen warf. Er hat ihr den Genuß aller Güter ihres Gemahls, die der Fiskus eingezogen, lebenslänglich zugeſichert.

Gott ſey Lob und Dank! rief Frau von Vol-

kersdorf: Ach die Ungnade des Monarchen, die durch dieſe unglückliche Heirath auch mein Haus treffen mußte, hat immer ſchwer auf mir gelaſtet. Unſere Familie hat von jeher dem Hauſe Öſterreich ſo treu gedient.

Das hat der Kaiſer auch erkannt, erwiederte der Geiſtliche: Er hat lange mit der Gräfinn Zriny geſprochen, und ſich ihres Vaters und Bruders huldreich erinnert.

Hat er das? Ach, hochwürdiger Herr, ihr ſeyd wie ein Engel des Troſtes zu mir gekommen. Ach ich ſagte es ja immer, wenn nur Pater Iſidor hier wäre, es würde alles gut werden. Aber nun erzählt mir auch von meinem armen Kind, was ſie ausgeſtanden, und wie es ihr jetzt geht!

Ihr werdet ſie ſehr verändert finden, gnädige Frau! erwiederte der Geiſtliche: Aber laßt euch das nicht ſchrecken oder kümmern! Die äußere Geſtalt iſt verblühet, aber der innere Menſch iſt lebendig in ihr geworden; ſie hat die Schönheit ihres Leibes zum Theil eingebüßt, aber ihre Seele iſt in Buß- und Reuethränen rein gewaſchen von ihren Sünden, und glänzt nun wieder in ihrer urſprünglichen Herrlichkeit.

Gott ſey Dank, Gott ſey Dank! lispelte

die Mutter, indem ſie die Hände faltete. Aber ſie iſt doch nicht krank? ſetzte ſie ſchnell hinzu.

Durchaus nicht, antwortete der Geiſtliche: Gott hat ſich ſtark im Schwachen bewieſen. Eure Frau Tochter genießt ihrer vollen Geſundheit, und alles, was ſie an Geiſt und Körper während dieſer Epoche gelitten, hat ſie nicht überwältigen können. Sie hat vielmehr eine Kraft, und Beſonnenheit entwickelt, die jeden in Erſtaunen ſetzen konnte, und welche ein ſichtbares Zeichen der göttlichen Gnade war, die ſich der gefallenen Sünderinn erbarmt hatte, und ſie nicht in dem Meere der Trübſalen untergehen ließ.

Und ich ſoll ſie wieder ſehn! rief die Erfreute: Meine geliebte wiedergeſchenkte Tochter! Ach hochwürdiger Herr! Dieſes Glück hätte ich mir auf dieſer Welt kaum mehr vermuthet. Führt ſie nur bald zu mir, mein Herz verlangt ſehnlich nach ihr!

Es iſt auch ihr Wunſch, gnädige Frau, ſich euch zu Füßen zu werfen, und eure mütterliche Verzeihung, euren Segen zu erhalten. Wir ſind in der Neuſtadt geblieben, nachdem ſie von Kuffſtein nach ihres Herrn Tode über Wien gereiſet. Dort hat ſie mich vorausgeſandt, euch,

gnädige Frau, auf ihre Ankunft vorzubereiten, da ſie euren Unwillen —

„Ach, ſie ſoll kommen, ſie ſoll kommen! Ich weiß von keinem Unwillen. Ich weiß nur, daß ſie mein Kind iſt, das ich verloren und wieder gefunden. O eilt, hochwürdiger Herr, ſobald ihr euch hier erquickt habt, mir dieſe Glückſeligkeit je eher je lieber zu verſchaffen! Geh, Katharine, beſtelle Eſſen und Wein! Bring, was das Haus vermag! Der Engel des Herrn iſt mit ſeiner Freudenbothſchaft bey mir eingekehrt, wie einſt bey Abraham.“ Katharine ging, zu beſorgen, was die Mutter ihr aufgetragen hatte. Pater Iſidor hatte noch viel zu erzählen, von der Zeit an, wo er in Paris die Frau von Villecamp in ſtillem Gram über den entfernten Gemahl fand, der in ganz andern Ländern, den Planen ſeines Ehrgeizes folgend, ſie in der Fremde, unter erborgtem Nahmen, und von einem zweydeutigen Rufe gedrückt, verlaſſen hatte. Damahls war ihr Leben dem Äußern nach glänzend; ſie ſah eine Geſellſchaft, welche man zwar in der großen Welt vorzüglich nannte, die aber, ſagte Pater Iſidor, aus lauter Perſonen beſtand, welche auf der breiten Heerſtraße des Verderbens wandelten, Menſchen, deren Le-

benszweck in Unterhaltung und Zerſtreuung beſtand, Anhänger der neuen Philoſophiſchen Ideen, Religionsſpötter u. ſ. w.

Damahls, fuhr der Geiſtliche fort, fiel es mir nicht ein, mich vor ihr zu zeigen. Dieſer Rock allein, indem er auf ſeine Soutane wies, würde hingereicht haben, mir ihre Thür zu verſchließen.

Nicht doch, hochwürdiger Herr! unterbrach ihn die Mutter: Denkt nicht ſo ſchlimm von meinem Kinde!

Ich denke nichts, als was ich ſah und wußte, entgegnete Pater Iſidor: Aber die Zeit kam bald, wo ſie eines Freundes und Rathgebers bedurfte, der ihr in jeder Geſtalt willkommen ſeyn mußte. Ein Brief benachrichtigte ſie von dem Unglück ihres Gemahls, von ſeinen Geſtändniſſen, ſeiner Verhaftnehmung. Nun wußte ſie, daß alle ſeine Plane und ihr Glück mit ihnen zertrümmert war. Sie hatte von dem Augenblick an keinen andern Gedanken als zu ihm zu eilen, und ſeine Haft mit ihm zu theilen, wenn es ihr vergönnt würde. Bedeutende Perſonen am Hofe zu Warſchau, die ſich damahls in Paris aufhielten, intereſſirten ſich für ſie. Jetzt dachte ich, iſt der Zeitpunct da, wo ſie meiner

bedürfen, und wo vielleicht durch das Unglück der Gnade der Weg gebahnt werden könnte. Ein vornehmer Pohle, der durch Herrn von Szalatinsky's Verwendung ihr vorzüglicher Beschützer ward, stellte mich ihr als einen Bekannten ihrer Mutter vor —

Szalatinsky? rief die Matrone verwundert.

Ja, erwiederte der Geistliche: Er war es, der durch seine Correspondenz mit bedeutenden Personen in Paris ihr Schutz und Theilnahme verschaffte, deren sie so sehr bedurfte.

Gott lohne es dem guten Neffen! rief Frau von Volkersdorf: Aber fahrt fort, geistlicher Herr!

Ich sah sie also, sagte Pater Isidor, und erkannte bald in ihr ein Gemüth, das mit eben der Heftigkeit, mit welcher es die Welt und die Creatur ergriffen hatte, auch das Himmelreich an sich reissen könnte. Ich hörte von ihrem Verlangen, ihren Gemahl zu sehen, und both mich ihr zum Geleitsmann an. Sie ergriff diesen Vorschlag mit Erstaunen und Freude, und ich benutzte die Zeit der Reise, und jede Gelegenheit, auf dieses Herz zu wirken, das noch einem Strahl der Gnade zugänglich schien.

O ja, gewiß, rief Frau von Volkersdorf: Mein Kind konnte nicht so aus der Art schlagen.

Der Herr hat meine Bemühungen gesegnet, fuhr der Geistliche fort: Der Aufenthalt auf der Festung, wo die Unglückliche nichts vor Augen hatte, als das Elend ihres Gemahls, und in täglichen Demüthigungen erkennen mußte, daß sie ihm nichts mehr war, als eine treue Wärterinn, brach ihren Hochmuth und durch den Riß in ihrem Herzen zog die Zerknirschung und die Reue ein.

Ach, Gott sey Dank, der es also gefügt! sagte Frau von Volkersdorf.

Ich konnte den Anfang dieser Veränderung schon bey des Grafen Lebzeiten bemerken, fuhr Pater Isidor fort, und recht wohl erkennen, daß die sichtliche Vernachläßigung von Seite eines Menschen, dem sie Alles geopfert, ihr am wehsten that.

Wie war es denn bey seinem Tode? fragte die Matrone.

Ich selbst war nicht gegenwärtig; denn in dem Zustande des Grafen hielt es der Arzt nicht für räthlich, ihm unbekannte Personen vor Augen zu bringen. Aber ich hörte in Kuffstein, daß der Graf wenige Stunden vor seinem To-

de den vollen Gebrauch ſeiner Vernunft wieder erhalten habe, daß er ſein Vergehen, ſein Unglück und das Verzweiflungsvolle ſeiner Lage wohl eingeſehn.

Das war eine Gnade von Gott, rief die Matrone, die dem Sünder Zeit und Überlegung ſchenkte, ſein Verbrechen zu bereuen —

So ſah auch ich es an, gnädige Frau! antwortete der Geiſtliche: Eurer Frau Tochter wollte es damahls anders bedünken. Der Schmerz, ja die Verzweiflung des Unglücklichen, als ihm ſeine ganze Lage, ſein Gemüthszuſtand, und was eure großmüthige Tochter für ihn gethan, klar wurde, zerriß ihr Herz. Damahls erlaubte ſie ſich Gedanken und Reden, die ſie hoffentlich ſpäter bereut hat. Ich habe alle Urſache dieß zu glauben. Doch jetzt darf ich mich auch nicht länger hier aufhalten, ſetzte er hinzu, indem er aufſtand: Ich weiß, die Gräfinn wartet unter Furcht und Hoffnung in Neuſtadt meiner Wiederkehr. Lebt wohl, gnädige Frau! Morgen mit dem Früheſten umarmt ihr eure Tochter.

Pater Iſidor war fort, und ließ die Matrone in ſeliger Freude und ſüßen Erwartungen des geliebten Kindes zurück. Ach ſo war es doch noch geſchehen! Gott hatte ihr dieſes nimmer

gehoffte Glück bereitet, und sie sollte bald — am nächsten Morgen sich an dem Anblick der Tochter weiden, die trotz allem, was vorgefallen war, ihrem Herzen doch das Theuerste auf dieser Welt blieb.

Auch Katharine freute sich herzlich, die Schwester wieder zu sehn, deren Unglück und jetzige Stimmung jedes Andenken früheren Unrechts ausgelöscht hatte. Aber das konnte sie sich nicht verbergen, woran die glückliche Mutter nicht zu denken schien, daß jene Ludmilla, die vor zwey Jahren dieses Schloß verlassen, und die Witwe Zriny, die es jetzt wieder betreten sollte, zwey sehr verschiedene Personen seyn, und in ihrem Innern wie in ihrem Äußern eine wichtige Veränderung vorgegangen seyn würde.

Der trübe Octobermorgen brach viel zu spät für die erwartungsvollen Herzen auf Schloß Clamm an. Bey der Mutter hatte die Freude den Schlaf von den Wimpern fern gehalten. Katharine schlief ohnedieß wenig. Thränen waren fast jede Nacht die Gefährtinnen einiger einsamen Stunden, und ihr müdes Augenlied schloß sich entweder im Weinen, oder der Kummer weckte sie in den stillen Stunden, und scheuchte dann den Schlaf von ihren Augen. Diese

Nacht aber trat die Vergangenheit, und was geſchehen hätte können, wenn Ludmilla ihrer erſten Beſtimmung treu geblieben wäre, ſchmerzender als ſonſt vor Katharinens Seele.

Viel zeitlicher, als es auch mit den ſchnellſten Pferden möglich geweſen wäre, den mehr als zwey Poſten langen Weg zurückzulegen, ſtand die Mutter ſchon am Fenſter, das auf die Straße ging, um wo möglich die Erſte zu ſeyn, welche die geliebte Tochter erblickte. Endlich gegen zehn Uhr hörte man das Rollen eines Wagens von fern. Er kam näher. Sie waren es. Katharine mußte die Mutter unterſtützen, deren wankende Kniee ihr nicht erlaubten, der Erſehnten bis vors Schloßthor entgegen zu eilen, wie ſie gewünſcht hätte. Mit Mühe brachten Katharine und die Kammerfrau ſie bis an die Treppe. Zitternd ſtand ſie hier, bleich wie eine Sterbende, von jenen Beyden unterſtützt. Jetzt hörte man Schritte auf der Treppe. Sie kamen näher. Eine ſchwarz verhüllte Frauen-Geſtalt, von einem Manne unterſtützt, wankte die Stufen hinauf. Sie ſchlug den Schleyer zurück, der ſie vom Kopf bis zu den Füßen bedeckte. Ludmillens bleiche Züge, ver-

fallen, fast unkenntlich, zeigten sich ihren Anverwandten. Katharine schrie laut auf, Ludmilla stieß einen dumpfen Ton des Schmerzens aus. Mein Kind! rief Frau von Volkersdorf, streckte ihre Arme aus, und sank ohnmächtig zurück. Ludmilla eilte schneller auf sie zu, stürzte vor ihr nieder, umfaßte die Kniee der Bewußtlosen, und blieb ohne Regung liegen. Frau von Volkersdorf erhohlte sich sogleich wieder, sie beugte sich nieder zu ihrem unglücklichen Kinde, umarmte sie, und nannte sie mit den süßesten Nahmen. Endlich richtete sich Ludmilla auf, starrte Mutter und Schwester mit wildem Blicke an, und rief: Er ist todt! O was ich gelitten, faßt keines Menschen Geist!

Mein armes, armes Kind! Unglückliche Schwester! riefen Mutter und Tochter, und umschlangen die Traurende, und ließen sie die schmerzliche Beruhigung genießen, an verwandten und theilnehmenden Herzen weinen zu können. Langsam kehrten sie hierauf alle drey ins Zimmer der Frau von Volkersdorf zurück. Pater Isidor war feinfühlend genug, sich nicht in diesen Augenblicken zwischen die engverbundenen Seelen zu drängen, und so letzten sie sich lange an ihren gemeinschaftlichen Thränen, und

hatten so viel zu fragen, zu erzählen, daß es Mittag wurde, und die Schloß-Glocke zur Tafel rief, ohne daß sie das Fortrücken der Zeit gewahr worden waren.

Ludmilla war also wieder auf Schloß Clamm, in dasselbe Zimmer, in dieselben Umgebungen zurückgekommen, in welchen sie vor zwey Jahren gelebt. Oft war es in einzelnen Augenblicken, als sey alles, was während dieser Periode mit ihr vorgegangen, ein halb schöner, halb schwerer Traum gewesen, aus welchem ihr einzelne Bilder übrig geblieben waren. Aber die schmerzlichsten Gefühle riefen sie bald wieder in die Wirklichkeit zurück; und was sie gelitten, und was sie verloren, zerriß bey jeder Erinnerung ihr Innerstes aufs Neue, Und welches entsetzliche Bild both dieß Innere dar! Zerstörte Hoffnungen, gekränkte Liebe, eine zertrümmerte Existenz, und dazwischen Gewissensbisse und eine gänzliche Unsicherheit über das, was sie zu glauben und für wahr zu halten hatte! Vor der Mutter ließ sie freylich diese dunklen Tiefen ihres Gemüthes nicht sehen; aber an Katharinens Busen weinte sie ihre Angst aus, und sprach mit ihr lieber über ihren Seelenzustand als selbst mit Pater Isidor. Ja oft, wenn die-

ser sie mit seinen strengen Forderungen geängstet, und über alles, was sie glaubte, und liebte, ungewiß gemacht hatte, flüchtete sie zur Schwester, und fand in ihrem einfach frommen Sinn eine Beruhigung, die wohlthätig auf ihr Gemüth wirkte. Mit Katharinen durfte sie von Zriny sprechen, von dem, was sie für ihn gefühlt, gelitten, von seiner Liebenswürdigkeit, seinen Planen, und von dem Schmerz, den sie erduldet, als sie zuerst in Paris gewahr worden, daß die Liebe den Forderungen des Ehrgeizes in seinem Herzen zu weichen anfing, wie sie gekämpft, um ihren wachsenden Gram vor den Augen der Welt und ihres Gemahls zu verbergen, was sie ausgestanden, als er sie bald darauf verlassen, und dann Katharinens Brief, den ihr Kolschützky durch Couriers-Gelegenheit sandte, sie von der Verhaftung ihres Gemahls und seinen Geständnissen unterrichtete. Ach, rief sie, ich hatte alles vergessen, was ich durch ihn gelitten! Ich wollte nur zu ihm, nur ihn wieder sehen, und ihm zeigen, daß, wenn die ganze Welt ihn verließ, das Weib, das er verlassen, ihm allein getreu blieb. Ich Unglückselige schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß diese Erkenntniß ihn mit reuiger Dankbarkeit wieder

zu mir führen, die erstorbene Liebe in seiner Brust wecken, und mir Ersatz und Trost für Alles, was ich gelitten, und noch mit ihm zu leiden bereit war, ja selbst für den Tod werden sollte, den ich, wenn der erzürnte Monarch ihn über meinen Gemahl zu verhängen beliebt hätte, freudig mit ihm erlitten haben würde. Das hoffte ich — und was — O Gott! was habe ich gefunden!

Bey diesen und ähnlichen Äußerungen sprang dann wohl die Unglückliche auf, stieß schmerzliche Töne aus, zerraufte das Haar, zerschlug sich den Busen, und Katharine hatte alle ihre Sanftmuth und allen ihren Ernst nöthig, um die Schwester von verderblichem Wüthen gegen sich selbst abzuhalten. Was diese am tiefsten schmerzte, war die Erkenntniß, die aus allem, selbst aus den Reden und Handlungen des Wahnsinnigen hervorging, daß seine Liebe ganz erloschen war. Er hat mich nicht mehr geliebt! Das wiederhohlte sie oft und unter heftigen Klagen, und warf sich dann in der nächsten Minute diesen Ungestüm vor. Pater Isidors Ansichten, daß eben diese Vernachläßigung eine Strafe des Himmels für ihren Hochmuth und ihr gebrochenes Gelübde gewesen, erhoben sich dann in ih-

rem Gewiſſen und verdoppelten ihre Qualen. Ihr Zuſtand in ſolchen Augenblicken grenzte beynahe an Wahnſinn, und erregte Katharinens tiefſtes Mitgefühl.

Dieſe that, was ſie vermochte, die Schweſter zu beruhigen. Es gelang ihr manchmahl, aber immer blieb der Grund dieſes Gemüths verworren und in ſich ſelbſt uneins. Pater Iſidor verſäumte nicht, ſolche Augenblicke der gänzlichen Unſicherheit zu benützen, und allmählich einen Gedanken in der Unglücklichen zu erwecken, der, immer mehr beleuchtet, beſprochen, ſich in dem Chaos ihrer ſchmerzlichen Empfindungen wie ein ſtrahlender Leitſtern, oder vielmehr wie ein feſter Pfeiler erhob, an welchem ſich nach und nach ihre zerſtreuten Vorſtellungen ſammeln, ihre ſchwankenden Gefühle halten, und ſo einige Klarheit und Ordnung in ihr Inneres kommen konnte. Dieß war der Gedanke der Büßung, der Genugthuung für das Geſchehene, aus deſſen Sündlichkeit nach Pater Iſidors Anſichten all das nahmenloſe Unglück, das Irinp und ſeine Gattinn getroffen, ſich leicht und natürlich ableiten ließ.

Lange zwar ſträubten Ludmillens Stolz und die unbedingte Verehrung, die ſie für das An-

denken ihres Gemahls hatte, ſich gegen dieſe Vorſtellung, und es ſchien ihr unmöglich, zuzugeben, daß Zriny's Anſichten von ſeinen Pflichten und ſeiner Beſtimmung, ſo wie ſeine Philoſophie, vermöge deren er ſich ſelbſt und ſeine Frau über manche Bedenklichkeit des allgemeinen Dafürhaltens hinausgehoben hatte, etwas an ſich Unrechtes ſey. Allmählich wirkten indeß Pater Iſidors Vorſtellungen auf ihre Überzeugung, die ja ohnedieß nie die Frucht eigner Forſchung, ſondern das Werk überredender Leidenſchaft geweſen war. Es bedurfte jetzt nur der Fortſetzung und folgerechten Beharrlichkeit, wozu das einſam ſtille Leben auf Clamm die erwünſchteſte Gelegenheit both, und endlich ſtand das beabſichtigte Werk vollendet da. Ludmilla war verwandelt. Aus der glänzenden Frau von Welt und feinem Ton war eine zerknirſchte Sünderinn, aus dem leidenſchaftlichen liebenden Weibe eine eben ſo brünſtige Betherinn geworden, und die Befriedigung, welche ſie einſt in Zriny's Liebe, in der Bewunderung der glänzenden Geſellſchaft, in der ſie lebte, gefunden, ſuchte ſie jetzt in einer gewiſſen Öffentlichkeit ihrer Bekehrung und ihrer Bußübungen.

Niemand war glücklicher durch dieſe auffal-

lende Veränderung, als Frau von Volkersdorf, welche nun endlich auch den edlern Theil ihres Kindes, ihre Seele, gerettet sah, nachdem ihr Gott vorher schon die Freude gemacht, ihre Person wieder zu besitzen. Sie fühlte das tief, und am tiefsten den Dank, den sie Pater Isidor schuldig war, dessen Einwirkungen ganz allein diese Bekehrung zugeschrieben werden mußte. Katharine konnte das nicht eben so betrachten Sie hatte immer Mühe gehabt, ihre Schwester zu verstehen. Weder ihre ehmahlige leidenschaftliche Hingerissenheit, noch dieses gänzliche Verdammen alles vorher Gepriesenen und als Recht erkannten wollte ihrem stillen Sinn zusagen. Doch freute es sie innig, auf diesem Wege wieder Ruhe und Einheit in das Herz ihrer Schwester zurückkehren zu sehen. Dafür segnete sie den Pater Isidor, und verzieh ihm manches, was er früher nicht nach ihrem Sinn gethan.

Einige Wochen waren also vergangen. Ludmilla, nur mit sich, zuerst durch ihren Schmerz, dann durch ihre Sinnesänderung beschäftigt, hatte sich nicht eben viel um die Herzensgeschäfte ihrer Schwester bekümmert, und Katharine war zu stolz oder zu scheu, um freywillig von

Dingen zu reden, die ihr so theuer waren, und wo jeder bemerkte Mangel an Theilnahme ihr unaussprechlich weh gethan haben würde. So kam es, daß erst nach einiger Zeit auch von ihren früheren Schicksalen und dem jetzigen Stand ihrer Angelegenheiten die Rede war. Katharine erzählte Ludmillen, was in Wien vorgegangen, auf welche Weise sie zuerst auf den Gedanken gekommen, Soeur grise zu werden, und ihren endlichen Entschluß, Sandor zu entsagen, um die Seelenruhe der Mutter zu erkaufen.

Nicht ohne ein Gefühl innerer Beschämung entnahm Ludmilla aus den Fragmenten von Katharinens Geschichte, die diese theilweise und gelegentlich gab, endlich so viel, daß eigentlich der ältern Schwester Ungehorsam und Flucht die Mutter auf den Gedanken gebracht, die jüngere an ihre Stelle treten zu machen, so wie sie, obgleich Katharine sich so schonend als möglich ausdrückte, und alles vermied, was einer Klage über ihr Loos gleichen konnte, bald erkannte, daß das arme Mädchen eigentlich ihr ganzes Lebensglück und alle Hoffnung ihrer Jugend auf dem Altar der Kindesliebe geschlachtet hatte. Sie hörte sie von Sandor sprechen, und wie obenhin das auch meistens geschah, so waren

doch Gefühle dieſer Art ihrem Herzen zu verwandt, und die Erinnerung an das Paradies ihrer eignen Liebe noch zu neu, als daß ſie nicht aus den Andeutungen der Schweſter, ſelbſt aus dem, was ſie ihr verſchwieg, auf die Exiſtenz eines tiefen, wahren, und mit voller Stärke erwiederten Gefühls hätte ſchließen ſollen. Aber ſeltſam hatte das Unglück ihrer Liebe, und vielleicht noch mehr Pater Iſidors Vorſtellungen von der Unrechtmäßigkeit ihrer Empfindungen, und von der Genugthuung, die ſie dem Himmel dafür ſchuldig war, auf ihr Gemüth gewirkt. Nicht mehr konnte ſie ſträfliche Hingeriſſenheit von unſchuldiger Neigung trennen. Jede irdiſche Liebe ſchien ihr verdammlich, und ſie bemühte ſich, die Schweſter davon zu überzeugen, wie kein Mann, ja keine Kreatur unſere Neigung verdiene, und unſer Heil mit gänzlicher Abgezogenheit von allen irdiſchen Banden, Pflichten u. ſ. w. nur Jenſeits zu ſuchen ſey. Katharine war anderer Meinung. Zwar hatte auch ſie ihre Erdenfreuden der höhern Rückſicht geopfert, und nur ihr innerer Frieden konnte ihr Erſatz ſeyn; aber noch immer hielt ſie ihre und Sandors Liebe für rein und gottgefällig, und nicht darum für geopfert, weil ſie unrecht,

ſondern weil ſie ihrer Kindespflicht entgegen ſtand.

Ludmillens Sinnesänderung ging mit jedem Tage vorwärts, wurde nun auch ſchon in ihrem Äußern, ihrer Kleidung, ihrer Tagesordnung und Lebensweiſe auffallend ſichtbar, und äußerte ſich hauptſächlich durch einen ſehr deutlich ausgeſprochenen Vorſatz, auch Katharinen zu dieſen Anſichten zu ſtimmen, der ſie ſehr unduldſam gegen die verſchiedenen Grundſätze ihrer Schweſter machte. Eines Tages — es war etwa um die Mitte des Decembers, und die Weihnachtsfeyertage nicht mehr fern, zu deren feyerlichen Begehung ſich Ludmilla mit großer Förmlichkeit bereitete — ſaßen die Schweſtern am Fenſter des gemeinſchaftlichen Zimmers, das ins Thal hinab ſah, wo jetzt hoher Schnee alle Pfade deckte, und melancholiſche Stille und Düſterheit herrſchte. Katharinen war es unendlich wehmüthig ums Herz; ſie dachte, wie ſo oft in früherer Zeit Sandor dieſen Weg gekommen war, wie ſie noch im Sinken der letzten Blätter mit ihm hier gewandelt, wie treu er ſie geliebt, und was nun aus ihnen geworden war! Ludmilla beſtritt eine Weile dieß, wie ſie meinte, zu weltliche Gefühl. Aber die Erinnerung

an die Vergangenheit riß ſie ſelbſt hin, auch ihre Thränen begannen zu flieſſen, und plötzlich rief ſie aus: Weine nicht, Katharine! Du dauerſt mich in der Seele Höre! Wie wäre es, wenn ich meine frühere Beſtimmung doch erfüllte, wenn ich ins Kloſter ginge? Dann wäreſt du frey.

Katharine ſah die Schweſter ſtarr und beſtürzt an, ohne ein Wort vorbringen zu können; dann, als ſie ſich zu faſſen, als ſie zu begreifen anfing, was in den Worten der Schweſter lag, rief ſie zitternd vor Freuden: Mein Gott! Habe ich recht gehört? Du — du wollteſt an meiner Statt ins Kloſter gehn? —

Nicht doch! entgegnete Ludmilla, und alle ihre vorige Weichheit war wieder vor dem Ernſte ihrer jetzigen Anſichten gewichen. Nicht ſtatt deiner! Du ſollſt nicht abgehalten werden, wenn du es wünſcheſt, deinen Vorſatz zu erfüllen, und der ſchnöden Männerliebe zu entſagen. Eigentlich liegt dieſer Entſchluß ſchon ſeit ein Paar Wochen in meiner Seele. Ich wollte nur die Feyertage abwarten, um ihn öffentlich kund zu thun. Deine Thränen haben mich hingeriſſen, dir ihn früher zu geſtehn. Aber durchaus war es nicht ſo gemeint, daß du dadurch veranlaſ-

ſet werden ſollteſt, deinem heiligen Beruf untreu zu werden.

Katharine wußte nicht ſogleich, was ſie auf dieſe Äußerung ihrer Schweſter antworten ſollte, und eben, als ſie ſprechen wollte, unterbrach ſie der Anblick einer Reiſekutſche, die in dieſem Augenblick auf dem Bergpfad zum Schloß ſichtbar wurde.

Die Schweſtern wurden dadurch von ihrem Geſpräche abgelenkt. Sie richteten ihre Blicke auf den Wagen. Beſpannung und Livree zeigten ihnen bald, daß es ein Ungariſches Fuhrwerk war, und wirklich erkannten ſie zu ihrem großen Erſtaunen den Oheim Baron Ferronay, den beyde Schweſtern, ſeit ſie ſein Schloß verlaſſen, nicht mehr geſehn. Katharine flog ihm über die Treppe entgegen; Ludmillen hielt halb Beſchämung, halb Stolz zurück. Sie gedachte der Art, wie ſie ſich aus Ferrona entfernt, und glaubte durch ihr jetziges Betragen Anſprüche auf höhere Achtung zu verdienen, als der Oheim, der von nichts unterrichtet ſeyn konnte, ihr wahrſcheinlich zu zollen geneigt war.

Ferronay ſchloß die liebe Nichte, deren Entgegeneilen ihm ein neuer Beweis ihrer kindlichen Zuneigung war, mit freudiger Rührung

an ſein Herz. Aber er ſchien ſo eigen, ſo geheimnißvoll, wie ihn Katharine fragte, was ihnen einen ſo unvermutheten und ſo werthen Beſuch zuwege gebracht habe, und dabey ſo vergnügt, daß ſich ſeine frohe Stimmung unwillkührlich auch Katharinen mittheilte, und er, das liebe Mädchen noch ſtets an der Hand, in ſeiner Schweſter Zimmer trat, die in der erſten Überraſchung den Jahre lang vermißten Bruder nicht ſogleich erkannte. Deſto herzlicher waren ihre Begrüßungen, deſto lebhafter die Freude der beyden alten Leute und Katharinens, die in dieſen Augenblicken alles, was ihr noch vor wenig Minuten Thränen gekoſtet hatte, vergeſſen zu haben ſchien. Sie hatten ſich ſo lange nicht geſehn, ſie hatten, beſonders Frau von Volkersdorf, die indeſſen in Wien geweſen und die Belagerung mit ausgehalten hatte, ſo viel zu erzählen! Endlich fragte der Oheim nach Ludmillen, und hörte mit Erſtaunen, daß ſie hier ſey. Von ihrem frühern Schickſal hatten das Gerücht und Briefe ihn ſo ziemlich unterrichtet. Aber in Katharinens Herzen regte ſich nun ein anderer Wunſch, nähmlich der, von dem Oheim zu erfahren, ob er nichts von Sandor wiſſe, wie es dieſem gehe, wo er ſey?

u. ſ. w. Eine Weile wagte ſie, die künftige Nonne, es nicht, ihn laut werden zu laſſen; aber Ferronay kam ihrer Verlegenheit zuvor, indem er mit einem Lächeln, das etwas ganz Beſonderes errathen ließ, ſie fragte, ob ſie ſich denn um Niemand zu erkundigen, und nach keinen theuern Verwandten zu fragen habe?

Ach Gott! rief Katharine: Wohl möchte ich — aber darf ich denn? Sie ſtockte.

Was ſollteſt du nicht dürfen? rief Ferronay: Sandor iſt dein Vetter, noch mehr, er iſt dein Verlobter.

O nein, nein! rief Katharine ſchmerzlich.

Und, ich ſage dir, ja, fiel der Oheim ein: Du biſt ſeine Braut. Er iſt in Wien, und wird morgen hier ſeyn, dich heimzuhohlen.

Oheim! rief Katharine, heftig von dieſen Worten erſchüttert, die ihr ſo ſchonungslos, wie ſie glaubte, ihr ehmahliges Glück und ihren jetzigen Verluſt ins Gedächtniß riefen: Oheim! Ich werde Nonne!

Pah, pah! entgegnete Ferronay: Nichts wirſt du als Szalatinsky's Weib. Er bringt die Dispens vom Gelübde deiner Mutter, er war in Rom.

Mein Gott, mein Gott! rief Katharine: Darf ich glauben, darf ich hoffen?

Wie iſt das? rief Frau von Volkersdorf entſetzt: Die Dispens vom Gelübde? Katharine ginge nicht ins Kloſter? Da müßte ja meine Einwilligung —

Sorgt nicht, Mutter! rief Katharine, da ſie den Schrecken derſelben ſah: Ich habe mich einmahl euch zu eigen gegeben. Ich werde nichts thun, was eurem Willen zuwider iſt.

Ey, welche Geſchichten! donnerte Ferronay dazwiſchen: Gegen den Ausſpruch des Papſtes werdet ihr doch nicht appelliren wollen?

Aber wie hängt das Alles zuſammen? fragte Frau von Volkersdorf.

Sandor war bey mir, als er Clamm das letztemahl verließ, antwortete Ferronay, ganz in Verzweiflung über Katharinens Entſagung, aber eben ſo feſt entſchloſſen, alles zu wagen und zu verſuchen, was in ſeiner Macht war, um das Mädchen von einem Stande abzuhalten, in welchem er hienieden auf Erden kein Glück, und ſchwerlich in der andern Welt ein Heil für ſie ſah; denn er kannte ihren geheimen Widerwillen gegen das Kloſterleben. Er ſprach mit mir darüber, ich billigte ſeine Anſicht, wie ſeinen

Vorsatz. König Johann und mehrere bedeutende Personen in Wien verwandten sich für ihn beym Cardinal Protettore in Rom, und so ist es gelungen.

Aber ich begreife nicht, sagte Frau von Volkersdorf noch immer voll Verwunderung und Mißvergnügen, wie er, ohne Rücksprache mit mir zu nehmen, diesen Schritt thun konnte? Ich will nun einmahl, daß eines meiner Kinder dem Himmel geweiht seyn soll. Ich habe es gelobt, es ist an mir, das Gelübde zu erfüllen.

Mutter! rief jetzt Katharine: Diese Freude kann euch auch noch werden. Ludmilla hat Lust—

Ludmilla? rief die Matrone: Ach Gott! Was sagst du?

Ludmilla hat mir vor einer Stunde gesagt, entgegnete Katharine, daß sie ihren ersten Entschluß wieder ergriffen, und gesonnen sey, ins Kloster zu gehn.

Mein Kind! Mein Kind! Mein liebstes bestes Kind! Ach das dachte ich wohl, rief Frau von Volkersdorf, daß mir alles Gute nur von meiner Ludmilla käme.

Schwester! zürnte Ferronay: Sey nicht so gottlos undankbar gegen diesen Engel! — Er wies

auf Katharinen. — Sie, die dir noch nie Verdruß und nichts als Ehre gemacht hat, und die jetzt bereit war, ihr ganzes Glück deinem Wunsche zu opfern, sie setzest du der andern nach, die Schande über unser Haus gebracht, die durchgegangen und in türkischen Kleidern mit einem Landesverräther herumgezogen ist?

Oheim! rief Katharine, indem sie die gefalteten Hände bittend erhob, um den Zürnenden zu besänftigen.

Schweig! rief Ferronay: Deine Mutter soll es hören, um wie viel besser du bist, als deine Schwester. Aber wo ist denn diese? Findet sie sich zu gut, ihrer Mutter Bruder zu bewillkommen?

Frau von Volkersdorf war ganz betäubt von den mannigfachen Eindrücken, welche im Verlauf dieses kurzen Gesprächs auf sie eingestürmt hatten. Sie erwiederte gar nichts, denn sie war nicht im Stande, Etwas klar zu denken. So ging das Gespräch zwischen Ferronay und Katharinen noch fort, und dieser befahl ihr endlich, Ludmillen zu hohlen.

Während Katharine aus dem Zimmer war, fuhr er fort, seiner Schwester Vorwürfe zu machen, auf welche sie nichts zu antworten wußte,

und endlich in Thränen ausbrach. Jetzt öffnete ſich die Thüre. Ludmilla in dem ganz ſchwarzen Traueranzug, wie ſie ihn jetzt trug, und der bereits einen etwas nonnenhaften Zuſchnitt hatte, trat mit Katharinen und Pater Iſidor ein. Der Geiſtliche war bey ihr geweſen, als Katharine ſie zu hohlen kam, er begleitete ſeine Schutzbefohlne gern, da Katharinens Worte ihm einen kleinen Sturm von Seite des Oheims für ſie beſorgen ließen. Ferronay erſchrack wirklich über Ludmillens Ausſehn. Dieſe Verfallenheit der einſt ſo ſchönen Züge, dieſe Todesbläſſe, dieſer ſchwärmeriſche Ausdruck des großen hellblauen Auges, das unter der Umſchattung ſehr dunkler Augenbraunen und Wimpern wie nach einer andern Welt ausſchaute, gaben ihrer Erſcheinung das Anſehn eines Weſens, das dieſer Erde kaum mehr angehörte, und entwaffneten den Zorn des Oheims, der ſich auf eine derbe Strafpredigt gefaßt gehalten hatte, und nun ziemlich freundlich ſagte: Guten Morgen, Gräfinn!

Ludmilla ging mit geſenktem Haupte auf den Oheim zu, aber in ihrer Haltung war nichts von Verlegenheit oder Beſchämung zu bemerken. Ich habe geſündigt! ſagte ſie mit dumpfer

Stimme: Ich habe vor dem Herrn Böses gethan, das muß ich büssen. Nennt mich nicht mit weltlichen Titeln, gnädiger Oheim! Nennt mich die arme Sünderinn Ludmilla!

Ferronay sah seine Nichte etwas befremdet an. Das macht mit Gott, eurem Richter und Vater aus, erwiederte er: Ich verlange nicht über euch zu urtheilen; aber ich wünschte zu wissen, ob es wahr ist, daß ihr gesonnen wäret, den Schleyer zu nehmen?

Ludmilla erhob das Auge zu Pater Isidor, gleichsam um ihn fragend anzublicken. In des Geistlichen Gesicht erschien ein strenger Ernst, der fast wie Mißbilligung aussah. Ludmilla senkte das Haupt und schwieg. Pater Isidor nahm das Wort. Eigentlich, Herr Baron, war es eine Übereilung der Frau Gräfinn, welche nur durch eine Aufwallung schwesterlicher Liebe entschuldigt werden kann, was sie hinriß, einen Vorsatz laut werden zu lassen, der mit den weltlichen Wünschen von Fräulein Katharine gar nichts gemeinsames haben kann, und dessen öffentliche Bekanntmachung einer würdigern Gelegenheit vorbehalten war.

Das mag seyn, erwiederte der Oheim, und es steht der Gräfinn frey, in diese Bekanntma-

chung so viel Feyerlichkeit zu legen, als sie für gut findet. Für diesen Augenblick spreche ich als Oheim und Stellvertreter ihres entfernten Bruders, da weder sie noch Katharine einen andern männlichen Versorger und Vormund haben, und frage als solcher in Familienrücksicht: Geht Ludmilla ins Kloster, oder nicht?

Ich wünsche es, gnädigster Oheim! erwiederte Ludmilla: Es ist mein sehnlichstes Verlangen, und ich hoffe, Gott wird mein Opfer nicht verwerfen und mir die Gnade geben, mein Gelübde, wie ich es in meinem Herzen Gott abgelegt, öffentlich in Wien zur Büßung meiner eignen Schuld und zum Beyspiel für Andere ablegen zu können.

Gut, gut! antwortete Ferronay: Dieser Punct wäre ins Reine, und meiner Schwester Wunsch, um welchen sie so viel Angst ausgestanden, erfüllt. Nun muß ich euch sagen, Frau Nichte, daß es euch zwar frey steht, eurem Beruf, wenn ihr einen wirklich fühlt, zu folgen, wie es euch gut dünkt, daß aber Se. Heiligkeit, unser regierender Papst, eure Mutter von dem Gelübde dispensirt und ihren beyden Töchtern die vollkommne Freyheit über die Wahl ihres Standes gegeben hat.

Se Heiligkeit? rief Pater Isidor, und etwas Unglauben schien in seinem Tone zu liegen.

Mein Neffe Szalatinsky bringt morgen die Schriften, entgegnete Ferronay trocken, und dann hoffe ich das Schicksal meiner Nichten auf eine genügende Art entschieden zu sehen.

Diese Dispens, erwiederte Pater Isidor, an deren Gültigkeit ich übrigens nicht zweifeln darf, wird, wie ich hoffe, auf den Entschluß der Frau Gräfinn von Zriny keinen Einfluß haben. Er ist, ohne Rücksicht auf jeden andern Wunsch, als den des eignen Heils, gefaßt worden, er wird bestehen, wenn auch Andere anders über sich verfügen zu dürfen glauben.

Katharine fühlte eine bittere Aufwallung bey dieser Äußerung. Auch ihr Oheim wollte eben dem Geistlichen ein Paar Worte sagen, die seinen Unwillen aussprachen; aber Ludmilla unterbrach ihn, indem sie, die Hände über die Brust gekreuzt und das Haupt gesenkt, wiederhohlte: Ja, er wird bestehn, hochwürdiger Herr, das habe ich euch gesagt, und mir und dem Herrn gelobt. Sorgt nicht! Ich wanke nicht.

Ferronay antwortete nicht mehr auf diese Betheurung, er unterbrach das Gespräch, das eine unangenehme Wendung zu nehmen begann, mit

einigen freundlichen Fragen nach Ludmillens Befinden und ihren letzten Schickſalen. Sie antwortete wenig und entfernte ſich bald darauf, um ihrer Andacht zu pflegen. Ferronay ſchüttelte den Kopf, wie ſie und Pater Iſidor fort waren, und rief Katharinen, um mit ihr allein die vorliegenden Begebenheiten, Sandors Ankunft, ſeine Abſichten und ihre beyderſeitige Zukunft, an welcher ſein Herz mit väterlicher Freude hing, zu beſprechen. O wie war Katharinen ſo wohl! Zum erſtenmahl ſeit mehr als einem Jahre durfte ſie ihrem Gefühl zwangloſen Lauf laſſen; zum erſtenmahl durfte ſie mit Zuverſicht hoffen, und an ihr Glück glauben! Mit welchem kindlichen Dankgefühl brachte ſie noch dieſen Abend in der Schloßkapelle der Mutter des Heilandes, der ſie von jeher ihre Sorgen und Schmerzen empfohlen hatte, jetzt ihren Dank, und überließ ſich ihrer reinen Freude!

Am andern Morgen früh erſchien Sandor, den Katharine erwartet und ihm in den Hof hinab entgegengeeilt war. Zu reden vermochte keines von Beyden. Sie fühlte, was ſie ihm dankte, was er für ſie unternommen, gelitten, gewirkt, er, der um ſie retten zu helfen, die Waffen ergriffen und mit den Ungläubigen gekämpft hatte,

der ihr entſagt, als es ihre Ruhe gefordert, und jetzt wieder faſt das Unmögliche unternommen hatte, um ſich ihren Beſitz zu ſichern, deſſen ganzes Streben von jeher nur dahin gegangen war, ſie im würdigſten Sinne glücklich zu machen. Der Oheim, der ihr gefolgt war, legte ſegnend ſeine Hand auf des geliebten Neffen Haupt, und führte dann Beyde zur Frau von Volkersdorf, deren mütterliches Gefühl jetzt, da ihre Angſt vor der Strafe des Himmels gehoben, und ihr Wunſch, eine ihrer Töchter einkleiden zu ſehn, erfüllt war, ſich an Katharinens und Sandors Glück erfreute, und ihnen herzlich gern ein Loos gönnte, das ſie ſelbſt zwar für minder verdienſtlich hielt, als Ludmillens, in welchem ſie aber, da es nun einmahl ihr eignes geweſen war, und Katharine ſich beſtimmt dafür erklärt hatte, doch auch nichts verdammliches fand.

Eine ſchöne Zeit der Liebe, der Eintracht und ſtillen Freude begann nun auf Schloß Clamm. Selbſt Ludmilla wurde milder und umgänglicher, und Sandor, der ihr mit Hochachtung und brüderlicher Zärtlichkeit begegnete, wollte ein Paarmahl Thränen in ihren Augen geſehen haben, wenn ſeine Liebe für ſeine Braut ſich zwar

mit aller Schonung, die ſein Gefühl in Ludmillens Gegenwart geboth, aber dennoch zu ſichtlich ausſprach, um von der lebhaft empfindenden Unglücklichen nicht verſtanden zu werden. Ach, auch ſie war ja einſt in dem Arkadien geweſen, das jetzt ihre Schweſter und ihren Vetter beſeligte! Dann entfernte ſie ſich wohl in ihr Zimmer, und Thränen, die theils dem Andenken des verlornen Gemahls, theils der Reue über eine unfreywillige Regung weltlicher Liebe floſſen, waren die Gefährten ihrer Einſamkeit.

So ſchroff der erſte Eindruck war, den Pater Iſidor auf Baron Ferronay gemacht hatte, ſo verlor ſich doch dieſe unangenehme Empfindung nach und nach, wie die beyden Männer näher mit einander bekannt wurden. Ferronay und Sandor mußten dem richtigen Verſtande, wie den geſunden Urtheilen dieſes welterfahrnen Mannes und ſeinen mannigfachen Kenntniſſen volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und manche Stunden vergingen ihnen eben ſo angenehm als lehrreich in Pater Iſidors Umgang, der hinwieder der feſten Vaterlandsliebe, reifen Einſicht und edlen Denkart der beyden Ungarn ſeine Achtung nicht verſagen konnte. Katharine ſchwamm in Seligkeit; Frau von Vol-

kersdorf lebte neu auf in dem aufblühenden Glanz ihres Hauses. Sandor fühlte den ganzen Umfang seines Glückes im Besitz seiner treuen vielgeprüften Braut, und Ludmilla bereitete sich unter Pater Isidors Anleitung durch Betrachtung und Gebeth zu ihrem bald anzutretenden Stande vor. Sie erschien außer den Eßstunden nicht viel in dem Familienkreise, und selbst da nicht immer, weil sie, sich manche freywillige Entbehrung auflegend, öftere Fasttage hielt, wo sie, ganz allein in ihr Zimmer verschlossen, dieß nur mit dem Aufenthalte in der Schloßkapelle vertauschte.

Sandor hatte mit verliebter Ungeduld auf die Vollziehung seiner Verbindung gedrungen, die seit Herrn von Volkersdorfs Tode bereits ins dritte Jahr verschoben worden war. Katharine, Oheim Ferronay, selbst Frau von Volkersdorf waren es wohl zufrieden; aber Ludmilla that strengen Einspruch, als dieser Wunsch gleich in den ersten Tagen von Sandors Aufenthalt auf Clamm im Familienkreise zur Sprache kam. Sie erklärte sich bestimmt, daß ihre Einkleidung der Verheirathung der jüngern Schwester vorgehen müsse, daß sie deßhalb schon alles mit Pater Isidor, und dieser höhern Orts

in Wien eingeleitet habe, daß die Kaiſerinn Eleonore von ihrem Wunſch unterrichtet ſey, daß ſie ihr ihren beſondern Schutz zugeſagt, und das Feſt der Einkleidung nicht ohne Bedeutung auf den fünf und zwanzigſten Jänner, den Tag von Pauli Bekehrung, feſtgeſetzt habe. Ludmilla werde alſo nach Wien gehn, wohin ſie, wie ſie hoffte, ihre Mutter und Schweſter, der Oheim und Sandor begleiten würden, und dort unter den Augen des Hofes, im königlichen Kloſter, das ganz nahe von der Burg liegt, in den ſtrengen Orden der Clariſſerinnen treten; denn dieß Kloſter war von einer Erzherzoginn von Öſterreich, Maximilian des Zweyten Tochter, und Witwe König Karls IX. von Frankreich geſtiftet, die aus ihrem Kloſter durch einen eigens gebauten Gang eine ſtete Verbindung mit ihrer Familie unterhielt. Mit ſehr gemiſchten Empfindungen hörte der kleine Kreis dieſe Eröffnung, die in einem Tone gemacht wurde, welcher zeigte, daß Ludmilla an keine Möglichkeit des Widerſpruches glaubte. Dennoch fand Sandor den Termin etwas lange, und den Einfall ſonderbar, daß die Einkleidung der einen Schweſter der Verheirathung der andern nothwendig vorgehen müſſe. Die Mutter wollte gegen die

Wahl einer ſo ſtrengen Regel proteſtiren, welche ihr faſt keine Hoffnung ließ, ihr geliebtes Kind wieder zu ſehen. Oheim Ferronay meinte, in dieſer ganzen Anſtalt zeige ſich mehr Wunſch, Aufſehen zu erregen, als eine übernommene Pflicht gegen den Himmel zu erfüllen. Aber alle dieſe Einwendungen wurden nicht gehört. Die Mutter, gewohnt, ſich den Vorſtellungen der Lieblingstochter zu fügen, gab zuerſt nach, und ihre beſtimmte Erklärung zwang Katharinen, ſich in den Verzug zu ergeben. So mußte auch Sandor es ſich gefallen laſſen, und man bereitete ſich nun zur Abreiſe nach der Hauptſtadt vor, wohin Pater Iſidor bereits vorausgegangen war.

Wie ſo ganz anders waren die Gefühle der Frau von Volkersdorf und Katharinens, als ſie jetzt dieſe Gegenden wieder ſahen, und die Stadt wieder betreten ſollten, die ſie einſt in ſo verſchiedenen Gemüthslagen und Umſtänden erblickt hatten! Obgleich jetzt tiefer Schnee das weite Gefild bedeckte, und von den tauſend Reizen, welche dieſe Landſchaft ſonſt ſchmückten, wenig zu ſehen war, dünkte es Katharinen doch, wie ſie jetzt an ihres Sandors Seite als ſeine anerkannte und unbeſtrittne Braut fuhr, wie

ſie es ſeyn durfte, die ihm alle die Ortſchaften und kleinen Beziehungen nannte, die ihr Gedächtniß von jener erſten Reiſe mit Pater Iſidor wohl behalten hatte, als ſey die Gegend nie ſo ſchön, die Lage der Berge, Wälder und Dörfer nie ſo mahleriſch geweſen. Sandor aber behielt nicht viel von dem, was ihm ſein Mädchen vorerzählte; denn er ſah dabey in ihr Auge, auf die Bewegung des lieblichen Mundes, auf ihr Lächeln, und vergaß, was geſagt wurde, über dem Reize derjenigen, die es ſagte.

Auch die Stadt ſah ganz anders aus, als ſie ſie vor vier Monathen verlaſſen hatten. Mit großer Thätigkeit waren auf des Kaiſers Befehl die Spuren der Zerſtörung, welche die feindlichen Verwüſtungen und die eigne Vertheidigung nothwendig gemacht hatten, von den Wällen, von den Straßen u. ſ. w. getilgt worden. Alles trug wieder ein friſches Anſehn, und jenen Character von Wohlhabenheit und frohem Lebensgenuß, der dieſe Stadt für jeden Ankommenden freundlich auszeichnet. Pater Iſidor hatte ſeinen Damen eine anſtändige Wohnung in einem Privathauſe beſorgt, Ferronay und Szalatinsky quartirten ſich in einem der erſten Gaſthöfe ein; Katharine aber eilte ſogleich zur

Oberſtinn von Preyſing, die ſie in ihrer vorigen Wohnung und ihren gewohnten Umgebungen mit Freuden wieder fand, und die Matrone und ihre Tochter ebenfalls durch die Nachricht von der günſtigen Wendung ihres Schickſals hoch erfreute. Hier erfuhr ſie dann auch, daß der Kaiſer den Grafen Starhemberg zum Feldmarſchall ernannt [83]), und ihm einen koſtbaren Ring und 100,000 Reichsthaler verehrt, die Stadt Wien aber ſein Haus in der Vorſtadt Wieden auf ewige Zeit von allen Abgaben befreyt habe. Der König von Spanien hatte ihm das goldne Vließ, und der Papſt dem Erhalter der Vormauer der Chriſtenheit ſeinen Dank und ein köſtliches Geſchenk geſendet, auch den Biſchof Collonits zum Cardinal ernannt. Katharine brachte alle dieſe Neuigkeiten zu ihrer Mutter nach Hauſe, und äußerte ihren Zweifel, ob der Biſchof, der nun einer der erſten geiſtlichen Fürſten geworden, ſich auch noch ſeines Verſprechens erinnern, und ihre Trauung würde verrichten wollen, wie ſie es bisher mit ſtiller Freude gehofft? Pater Iſidor benahm ihr dieſe Beſorgniß, indem er ihr ſagte, daß er den Cardinal vor ein Paar Tagen zufällig bey Hofe getroffen, und dieſer ihm nicht allein ver-

ſprochen habe, die treue Pflegerinn ſeiner Kranken mit dem Manne ihrer Wahl zu vermählen, ſondern auch früher die Einkleidung ihrer Schweſter ſelbſt zu verrichten. So war nun Alles nach Wunſch geendet, und in Katharinens Bruſt nur noch ein Wunſch, zu erfahren, was aus dem treuen Kolſchützky geworden? Sandor nahm es ſogleich über ſich, ihn aufzuſuchen; denn auch er dankte ja dem wackern Mann Vieles. Es ward ihm nicht ſchwer ihn zu finden, aber er traf ihn nicht mehr in ſeinem ehemahligen Hauſe in der Leopoldſtadt, wohin ihn Katharine gewieſen, ſondern in der Stadt, unfern von St. Stephan, wo er ein Kaffehhaus, das Erſte, was je in Wien exiſtirte, auf Erlaubniß des Magiſtrats errichtet, und wodurch bald der Gebrauch der Bohnen von Mocca, die man früher kaum gekannt, durch die ungeheuern Vorräthe, welche ſich davon im Türkiſchen Lager gefunden, zum allgemeinen Bedürfniß wurde. So iſt es denn dieſer wackere Grieche, deſſen unerſchrockener Muth ihn zum tapfern Vertheidiger und endlich zum Kundſchafter für die bedrängte Stadt machte, dem alle jene, welchen dieſer Trank jetzt noch Genuß gewährt, ſeine erſte Bekanntmachung danken. Auch wurde auf Befehl des

Magiſtrats jedem folgenden Kaffehwirth zur Pflicht gemacht, Kolſchützky's Porträt in zierlichem Rahmen in ſeinem Gewölbe zu bewahren, und zu ehren.

Bruder Herz — denn ſo wurde der brave Grieche von Jedermann genannt, weil er auch in ſeinem neuen Beruf jeden Gaſt ſo zu bewillkommen pflegte — empfing den alten Bekannten voll ehrerbiethiger Freude, hörte mit der lebhafteſten Theilnahme die neueſten Schickſale eines Hauſes, das ihm durch ſeine nahe Verſchwägerung mit dem ſeines geliebten ehemahligen Herrn theuer geworden war, und nahm dankbar die Einladung zur Hochzeit an, die Sandor in ſeinem und ſeiner Braut Nahmen ihm brachte.

Ludmilla ward durch Pater Iſidor der Kaiſerinn vorgeſtellt. Sie war von dieſem Tage an viel um dieſe Fürſtinn, welche ſchon am Wolfgangſee lebhaften Antheil an dem Schickſal der Unglücklichen genommen, und der Entſchluß, die Welt, in der ſie wohl noch hätte glänzen können, mit dem Kloſter zu vertauſchen, gewann ihr der Monarchinn erhöhte Gunſt. Ganz Wien ſprach von der Witwe des Grafen Zrinyi, von ihrer Schönheit, von ihrem Schick-

ſal, von ihrem Vorſatz, von der Gnade der Kaiſerinn, die ihr ſo vorzüglich zu Theil ward, daß Eleonore mit fürſtlicher Freygebigkeit ihre Ausſtattung fürs Kloſter beſorgte. Alles, was hoffen konnte, bey der Ceremonie Zulaß zu erhalten, hatte wochenlang vorher ſich um dieſe Vergünſtigung beworben. Ludmilla genoß noch einmahl, ehe ſie der Welt entſagte, den Triumph, ſich mit Aufmerkſamkeit und Theilnahme betrachtet, geſucht und vorgezogen zu ſehn. Wenige Tage vor ihrer Einkleidung, wozu der Cardinal Collonits eigends aus Neuſtadt herüber kam, fuhr ſie, wie es damahls Sitte war, durch drey Tage, jedesmahl anders, und jedesmahl aufs koſtbarſte in reiche Stoffe gekleidet, die nach ihrem Eintritte ins Kloſter dieſem anheim fielen, und die guten Klariſſerinnen für lange Zeit mit prächtigen Kirchenornaten verſahen, im offnen Wagen, den die Kaiſerinn ihr aus den eignen Remiſen zu geben befahl, durch die Stadt, und eben ſo lange war in kleinern und größern Kreiſen Gräfinn Zriny der Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs.

Der feyerliche Tag kam nun; die Kaiſerinn, der ganze weibliche Hof, und was von den adelichen und angeſehenen Frauen in der Kirche zu

den heiligen Engeln Platz fand, war zugegen. Ludmilla betrug sich mit Anstand und Festigkeit, obwohl Katharinen und andern, die sie näher kannten, die tiefe Erschütterung nicht entging, in der ihr ganzes Wesen sich befand. Am Ende der Ceremonie war sie einer Ohnmacht nahe, und die ersten Tage ihres neuen Berufs fühlte sie sich so krank, daß die Oberinn sie von jeder schweren Pflicht für diese Zeit lossprechen mußte. Doch erhohlte sie sich bald wieder, und gab dem ganzen Kloster durch Gehorsam, Strenge gegen sich selbst und Ergebung in jede Pflicht ein leuchtendes Beyspiel.

Acht Tage darnach wurde Sandors Vermählung mit Katharinen still und geräuschlos, wie sie es gewünscht hatten, durch denselben würdigen Priester, der ihre Schwester zu ihrem schweren Beruf eingesegnet hatte, vor Gottes Altar geheiligt. Gerne hätten sie diesen wichtigen und schönen Tag in der Einsamkeit ihres Bergschlosses, nur von der Familie und ihren Unterthanen umgeben, gefeyert; aber Frau von Volkersdorf konnte sich nicht so geschwind von der geliebten Tochter trennen, und länger zu weilen, vertrug Sandors Ungeduld nicht. Kolschützky, die Oberstinn, Graf und Gräfinn Dü-

newald nebſt Pater Iſidor, dem die ganze Familie Achtung und Ehre bewies, waren die einzigen fremden Zeugen dieſer ſtillen Feyer. Nach ihrem Beſchluß und noch einigen kleinen Feſten, die die erwählten Freunde ihnen zu Ehren anſtellten, kehrten ſie auf Clamm zurück, und Katharine theilte nun fortan ihr Leben zwiſchen ihrem Gemahl und ihrer Mutter, indem ſie abwechſelnd dieſe auf Clamm beſuchte, oder von ihr in der Zips beſucht wurde, bis endlich, da Ludmilla, nachdem ſie Profeß gemacht, und ihrem ſtrengen Orden zu Folge, die Mutter nicht mehr ſehen durfte, die gute Matrone ſich ganz wieder nach ihrem Vaterland wandte, und theils bey ihrem Bruder Ferronay, theils bey ihren Kindern und Enkeln, hochgeehrt und geliebt, und von Allen gern geſehen, ihr Leben beſchloß.

Anmerkungen.

1. Dieſes Echo iſt wirklich auf dem Falkenſtein am Wolfgangſee befindlich, und ſeine Wirkung in der einſamen Gegend voll Felſenkuppen, die den Schall vervielfältigen, auffallend.

2. Man zeigte vor mehreren Jahren im Pfarrhofe zu St. Wolfgang das Gemach, welches zu Kaiſer Leopolds Aufnahme beſtimmt, und auf die beſchriebne Art verziert war. Doch kam der Monarch nicht wirklich dahin, ſondern kehrte von Linz nach Wien zurück. Ich habe mir um der Schönheit der Umgebungen des Sees willen, dieſe Abweichung erlaubt.

3. Dieſe Legende wird in St. Wolfgang erzählt, der Stein und die Kapelle gezeigt.

4. Pſ. 106. V. 35. 36.

5. Geſchichtlich. Es war in der Gegend des Schottenhofes.

6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. Geſchichtlich.

14. Kolſchützky's ganze Expedition, die Epiſode mit dem Offizier abgerechnet, iſt aus einem kleinen Hefte, welches damahls im Druck erſchien, und wovor ſein Porträt in Kupfer geſtochen zu ſehen iſt, und aus dem Tagebuch der Belagerung genommen.

15. 16. Geſchichtlich.

17. Alles, was auf den Marſch der Truppen,

die Schlacht und den Entsatz Bezug hat, ist ganz nach der Geschichte.

18. 19. 20. 21. Geschichtlich.

22. 23. 24. Von nun folgt bis zur Eroberung der Stadt die Erzählung, wenige kleine Ausschmückungen abgerechnet, dem Gang der wirklichen Begebenheiten.

25. 26. 27. 28. Geschichtlich, so wie die Umstände beym Tedeum.

29. Diese Kapelle stand einst unterhalb des Presbyteriums fast mitten in der Kirche.

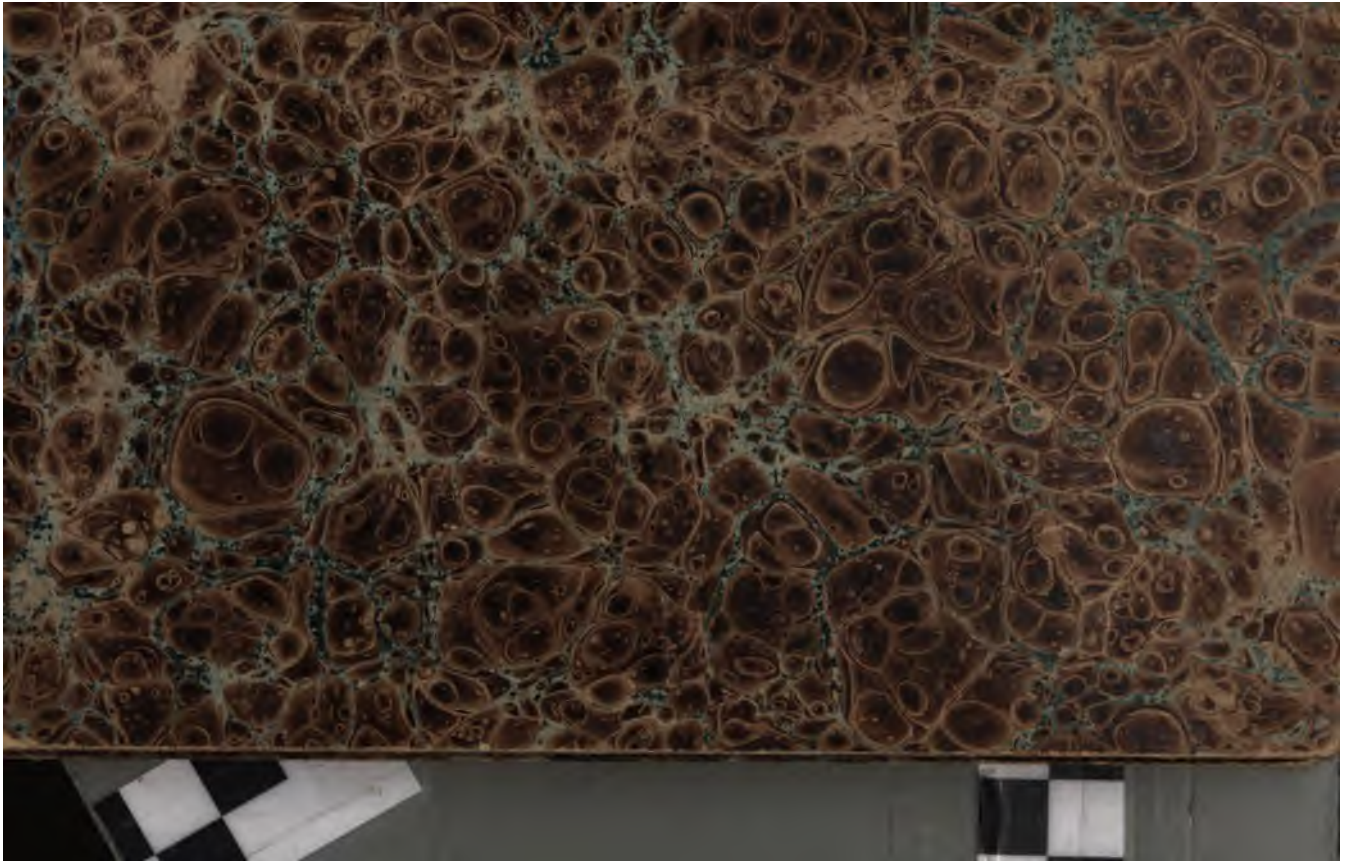
30. 31. Geschichtlich.

32. Graf Zrinp starb mehrere Jahre später auf der Festung, die sein Gefängniß gewesen war, im Zustand der Geistesverwirrung. Für die Geschichte dieser Blatter ist sein Todesjahr gleichgültig.

33. Alles, was über Graf Starhemberg, Collonits und Kolschüzky vorkommt, ist wahr.

Stanford University Libraries
3 6105 015 206 415

244
.P8
180
v.34

DATE DUE

JUL 25 1986
AUG 25 1986